17. HEFT. 22. APRIL. 1909.

Die allerneueste Türkei.

Von einem Balkanpolitiker.

Als Freund und Beobachter des Grundcharakters des türkischen Volkes, in dem viele gesunde, lebendige Kraft wohnt, habe ich die Reformbewegung, die scheinbar eine ganz neue Türkei schuf, immer so verstanden, daß wohl für den Augenblick die Springflut modern-kultureller Bestrebungen mit Konstitution, Religions- und Rassengleichheit das Bild eines europäischen Staates hervorbringen und die Korruption und das Gewaltsystem des Yildiz wegfegen werde, daß aber schließlich aus allen Gärungen ein erstarktes, national und religiös scharf geprägtes, islamitisches Türkentum hervorgehen werde, d. h. die „alte Türkei" ohne das „hamidische Uebel". Es ist dies unter den vorhandenen Bedingungen auch die natürliche Lösung. Das islamitische Türkentum, das unter den Einflüssen der Yildizpolitik nicht zum Zuge kam und in einer Art von Lethargie dem politischen Niedergang des Staates gegenüberstand, ist durch den allgemeinen Weckruf miterwacht. Und da es das stärkste, gesündeste, geschlossenste Element im Reiche ist, die christlichen Völker im ottomanischen Staatsverband politisch und national gespalten, moralisch niedriger stehen als die Türken, muß diesen die bisher nicht oder schlecht ausgeübte Führerschaft wohl oder übel zufallen.

Die Jungtürken haben das unstrittige Verdienst erworben, die Günstlings- und Palaisregierung umgeworfen zu haben. Aber ihr Programm war — wenn es echt gemeint gewesen sein sollte — nicht türkisch. Und nicht die Sultansreaktion wurde ihren Reformen gefährlich — sondern ihr untürkisches Grundstatut.

Der Verfassung, dem Parlament, der Verkündung gleicher Rechte für Alle, jubelten eigentlich nur die christlichen Bewohner des ottomanischen Reiches zu. Die wirklichen Herren des Landes, die islamitischen Türken, standen abseits und schwiegen.

Gegen Reaktionsversuche des alten Regiments war das Jungtürkentum stark genug. Obwohl es sich nicht danach benahm. Denn es unterhielt die ganze Zeit hindurch eine Nebenregierung; und doch wußten die Jungtürken ganz gut, daß die Komiteewirtschaft dem äußeren Ansehen der neuen Türkei sehr geschadet hat.

Gegenüber dem erwachten islamitisch-türkischen Nationalbewußtsein aber kommt das Reformsystem der Jungtürken nicht auf. Die Gleichberechtigung auf kultureller, europäischer Basis kann wohl heute schon als abgetan betrachtet werden.

Es sind nicht ausschließlich die Exzesse der türkischen Soldaten, die jetzt nach Herstellung der islamitisch-religiösen Vorherrschaft rufen, für das Urteil maßgebend, daß die Reformbewegung auf einen toten Punkt geraten war, nicht der Widerstand der Armee, um ihren exklusiv muselmanischen Charakter zu bewahren, sondern weit mehr die heute in der Außenwelt noch immer nicht genügend gewürdigte Tatsache, daß das reine Türkentum die Reformbewegung einfach nicht mitmachte, vielmehr ihr nur beobachtend gegenüberstand und nun gegen sie — aber durchaus nicht im Sinne der Herstellung des verhaßten, alten Palaisregiments — Stellung nimmt.

Damit ist die vielbewunderte, viel überschätzte Bewegung am Ende ihres Lateins.

Ich glaube nicht, daß Parlament und Konstitution in der Türkei wieder verschwinden werden — aber diese beiden Errungenschaften werden sich in Kürze, auch wenn die Jungtürken abermals die Oberhand gewinnen, doch in den Dienst der islamitisch-türkischen Vorherrschaft stellen müssen.

Und es wird gar nicht lange währen, daß wieder Klagen und Hilferufe der nicht-islamitischen Völker im türkischen Reich an die Adresse des Auslands gelangen werden, diesmal aber werden die Mächte gut daran tun, ehe sie an eine Einmischung in türkische Verhältnisse denken, sich kar zu machen, daß sie dann einer starken, vom Sultan und seiner Empfänglichkeit für auswärtigen Druck ganz unabhängigen, konsolidierten, reintürkischen Kraft gegenüberstehen werden, die sich innere Eingriffe kaum leichter gefallen ließe, als etwa Rußland bei seinem System der Russifizierung Finnlands und Polens.

Jetzt erst wird allmählig ein dauerndes Neubild der Türkei entstehen.

Alles bisherige waren Entwicklungsepisoden, Werdegangsmomente, die man vielfach schon für das „Neue“ hielt.

Das große Problem.

Von

Albrecht Wirth.

Noch immer ist für unsre Historiker die Lage von Tigranokerta, die Zahl der Leibeigenen des Klosters von Sankt Gallen, und eine Karlsbader Note Metternichs weit wichtiger als die jüngste Vergangenheit. Bloß zwei Ausnahmen gibt es: die Beschießung von Paris und den Sturz Bismarcks. Die gewaltigen Dramen aber, die sich in der Gegenwart vollziehen, sie sind für die allermeisten unserer Historiker nicht vorhanden. Daher kommt es denn, daß wir in Deutschland stets unvorbereitet, stets überrascht sind, wenn irgendwo, sei es bei uns, sei es namentlich im Ausland, ein Gewitter losbricht. Die Metereologen wissen Lufterschütterungen zu erklären, und sogar einigermaßen vorauszusagen: an politischen Gewitterforschern ist jedoch ein betrüblicher Mangel. Eventus stultorum magister — dies beschämende Wort des alten Livius findet leider nur zu sehr auf unsere Ethnologen und Soziologen, auf Historiker, wie Politiker Anwendung. So beklagte es jüngst Lamprecht in der Vorrede zu einer Geschichte Japans, daß die kriegerische Kraft und der Aufschwung des Sonnenaufgangreiches (der ja doch seit 1868 schon vorbereitet war und 1884, 1894 und 1900 deutliche Etappen weiteren Fortschrittes aufgestellt hatte) das deutsche Publikum so vollkommen überrascht habe. Es geht wirklich nicht mehr an, daß wir uns nur mit Schlachten Hannibals und Friedrichs des Großen, mit Klosterarchiven, diplomatischen Briefwechseln und Reichstagsakten beschäftigen, statt endlich einmal auch die außereuropäische Welt entschlossen in den Kreis unserer Studien zu ziehen. Und zwar gerade auch die jüngste Zeit, gerade auch die Gegenwart! Warum sollte im übrigen nicht einmal auch bei uns ein Herodot aufstehen, der heutige Perserkriege darstellte, ein Polybius, der heutigen Imperialismus beschriebe, und ein Tacitus, der die auswärtige Politik an der Peripherie der Kulturwelt gebührend berücksichtigte.

Ich wüßte mir kaum ein Problem geschichtlicher Forschung zu denken, das reizvoller wäre, als das türkische. Ein Reich von ungeheurer Ausdehnung und zugleich von ungeheurer Mannigfaltigkeit. Tripolis mit seinen Berbern und Negern und seinen Propheten des Panislamismus, den Senussi, der Balkan mit seinen gährenden Möglichkeiten, Kurdistan mit seinen noch ungebrochenen Bergbewohnern, Mesopotamien, das man nach einem Jahrtausend des Niedergangs neu zu beleben hofft, Anatolien mit seiner deutschen Bahn! Dazu ist Armenien eine Welt für sich, und ebenso Arabien. Gar nicht zu reden von den wirren, ewig wechselnden und ewig sich kreuzenden Einflüssen der Großmächte. Es ist ja begreiflich, daß allein diese Fülle der Bilder und ihre Disharmonie den Darsteller abschreckt. Dazu die Schwierigkeit der Quellen. Man sollte doch eigentlich türkisch

und arabisch, armenisch und albanesisch verstehen, nicht nur, um sich in den Geist der das osmanische Reich bewohnenden Volkheiten hinein zu versetzen, sondern auch, um so recht in die Ereignisse einzudringen. Weiter die verschiedenen Blaubücher und Gelbbücher und Grünbücher der auswärtigen Regierungen. Außerdem die gar nicht leicht zu erfassenden Statistiken, die erstens außerordentlich spärlich sind, und zweitens sehr stark voneinander abweichen. Endlich kommerzielle und industrielle Berichte über den Bau von Bahnen, über die Erschließung von Bergwerken, über Schiffahrtswege und Grundstücksertrag. Wie faszinierend ist z. B. die Vorgeschichte der Bagdadbahn mit den ersten englichen Entwürfen vom Jahre 1856, mit den Plänen des Oesterreichers Pressel, mit den Finanzierungsversuchen des ungarischen Klapka, des türkischen Konvertiten Noury Bey, des berühmten Gründungsgenies Strousberg (dessen Orientpläne bloß durch den Zusammenbruch des Franzosen Bontoux geknickt wurden), bis dann endlich die Deutsche Bank siegreich aus dem Streit der Bewerber hervorging. Ueber die diplomatische Geschichte der jüngsten Zeit haben wir zwar einige schätzbare Zusammenstellungen von Victor Bérard („La Question Turque" und, soeben erschienen, „La Turquie et la Serbie"), sowie, in Ansehung Aegyptens, von Lord Cromer, dessen berühmtes Werk jedoch sehr tendenziös, und lediglich in majorem gloriam Anglorum geschrieben ist, während über die jüngste kommerzielle und industrielle Entwicklung Fitzners „Kleinasien", und namentlich zahlreiche Aufsätze der wertvollen Zeitschrift „Asien" dankenswerten Stoff liefern. Nirgend aber besitzen wir einen auch nur einigermaßen zusammenfassenden Ueberblick, der uns doch so Not täte. Freilich, wenn ein solches Werk vorhanden wäre, wer garantierte dafür, daß auch bei uns ein Publikum dafür da wäre! Vestigia terrent!

Eine Erwiderung auf den offenen Brief Dr. Goehlers.

Berlin, 15. April 1909.

An die Redaktion der Neuen Revue und des Morgen.

In Nr. 14 Ihres geschätzten Blattes befindet sich ein offener Brief des Hofkapellmeisters Dr. Georg Göhler an Se. Exzellenz den Generalintendanten Grafen Hülsen-Haeseler, in welchem dessen Anschauungen in einen bewußten Gegensatz zu den unsrigen gebracht werden. Wir sehen uns daraufhin veranlaßt, zu erklären, daß alle Maßnahmen unseres Vereinspräsidenten in der Angelegenheit Bühnenverein-Genossenschaft durch einmütige Beschlüsse der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins hervorgerufen worden sind, denen auch wir, wie es die uns aufgezwungene Lage gebot, zugestimmt haben.

Es ist demnach eine Entstellung der Tatsachen, wenn unsere Ansichten als denen des Präsidenten widersprechend hingestellt werden; wir können den Brief des Dr. Göhler aber als eine uns willkommene Gelegenheit benützen, um unserer Ueberzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß Graf Hülsen-Haeseler während der ganzen Zeit seiner Präsidententätigkeit unermüdlich bei jeder Gelegenheit für die Interessen des Schauspielerstandes in selbstlosester Weise eingetreten ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Graf Seebach
Dresden.

Baron zu Putlitz
Stuttgart.

* * *

Die „Dresdner Neuesten Nachrichten", die wie viele andere Blätter den offenen Brief des Hofkapellmeisters Dr. Georg Goehler aus der Neuen Revue und dem Morgen abgedruckt haben, schreiben im Anschluß daran:

„Der bemerkenswerte Artikel zeigt deutlich, wo der Haken hängt. Graf Hülsen hat nach einem in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Interview von den „Schreiern" gesprochen. So könnte auch der schlicht bürgerliche Vorsitzende des Scharfmacher-Verbandes bei irgendeinem Streik sich ausdrücken. Wir hegen gar keinen Zweifel, daß die Ursache des Unfriedens in dem Augenblick aus der Welt verschwände, wo Graf Hülsen nicht mehr der Führer der Gegenseite wäre. Er könnte sich dann noch ungestörter Werken wie Sardanapal und den Berliner Hoftheatern überhaupt widmen, über deren Rentabilität befragt, so erzählt der Interviewer, Graf Hülsen mit einem Schmunzeln antwortete."

Tolstoi und der Kult der Einfachheit.

Von

G. K. Chesterton.

Die ganze Welt hat gewißlich die Richtung zu größerer Einfachheit eingeschlagen — nicht gerade aus freien Stücken, sondern aus unumgänglicher Notwendigkeit. Und das ist nicht eine vorgeblich unschuldige bloße Laune, wie die der französischen Aristokraten vor der Revolution, die Pan einen Altar errichteten und den Bauernstand besteuerten, „weil es so ungeheuer kostspielig sei, das einfache Leben von Landleuten zu leben." Die Einfachheit, der die Welt zutreibt, ist die notwendige Folge all unserer Systeme und unseres Strebens nach Erkenntnis, mit einem Wort: unserer tiefen und unausgesetzten Beobachtung der Dinge. Denn das Weltall ist gleich einem jeden Ding darin: wir müssen es

wiederholt, ja gewohnheitsmäßig betrachten, bevor wir es sehen. Erst wenn wir es zum hundertsten Male gesehen haben, sehen wir es zum ersten Mal. Je fester wir aber die Dinge ins Auge fassen, um so mehr scheinen sie geneigt, sich zu einem Ganzen zusammenzuschieben und somit zu vereinfachen. Die Vereinfachung eines Dinges aber ist sensationell. Und so ist Monotheismus das sensationellste aller Dinge: es ist, als blickten wir lange auf ein Bild voll zusammenhangloser Motive und diese fügten sich plötzlich, mit einem gewaltigen Ruck gleichsam, zu einem furchtbaren, stieren Antlitz zusammen.

Wenige werden bestreiten, daß alle typischen Bewegungen unserer Zeit auf diesem Wege zur Vereinfachung begriffen sind. Jedes System möchte gründlicher sein als das andere, jedes sucht buchstäblich das andere zu untergraben. Alle großen Schriftsteller unserer Zeit unternehmen in der einen oder anderen Form den Versuch, den Zusammenhang mit dem Elementaren wiederherzustellen, oder, wie es mitunter derber und irriger ausgedrückt wird, zur Natur zurückzukehren. Die Riesen unserer Tage gleichen einander unzweifelhaft darin, daß sie auf verschiedenen Wegen ihrer Auffassung von der Rückkehr zur Natur folgen. Ibsens Rückkehr zur Natur vollzieht sich durch scharf umrissene Tatsachen; die Maeterlincks durch seine Neigung zur Fabel. Durch die Erkenntnis, wieviel er gelten lassen kann, kehrt Whitman zur Natur zurück; Tolstoi durch die Erkenntnis, wieviel er verwerfen kann.

Dieses heroische Verlangen, zur Natur zurückzukehren, gleicht nun in mancher Hinsicht dem heroischen Verlangen einer jungen Katze, ihren eigenen Schwanz zu fassen. Uns einzubilden, wir könnten der Natur, insbesondere unserer eigenen Natur Aug' in Aug' sehen, ist Torheit; es ist sogar Blasphemie. Es ist wie das Tun einer Katze in einem verrückten Märchen, die sich auf Reisen begibt in der festen Ueberzeugung, sie würde ihren Schwanz sehen, wie er am Ende der Welt einem Baume gleich auf den Wiesen wüchse. Und von außerhalb betrachtet, machen die Wendungen der Philosophen auf der Suche nach der Natur so ziemlich den gleichen Eindruck wie die Drehungen und Wendungen der ihren Schwanz verfolgenden Katze. „Du bist ein Gott, der sich verbirgt," sagt der hebräische Sänger. Und in aller Ehrfurcht sei gesagt, daß der Geist der Natur sich hinter des Menschen Rücken verbirgt.

Diese Erwägung ist es, die all der inspirierten Einfachheit und den tönenden Wahrheiten Tolstois einen Anhauch von Seichtigkeit verleiht. Wir fühlen es, daß ein Mensch nicht durch bloßes Eifern über komplizierte Zustände zur Einfachheit gelangen kann; ja, in lichteren Augenblicken fühlen wir, daß ein Mensch sich Einfachheit überhaupt nicht geben kann. Bewußte Einfachheit mag leicht weit eigentlicherer Zierat sein als Luxus selbst.

Tolstoi würde sich kaum damit begnügen, Spott und Anklage gegen „Salomo in all seiner Herrlichkeit" zu schleudern. Mit strenger und unfehlbarer Logik würde er noch einen Schritt weiter gehen: er

möchte Tag und Nacht auf den Wiesen verbringen und die schamlosen roten Blütenkronen von den Lilien auf dem Felde streifen.

Tolstois Erzählungen lenken unsere besondere Aufmerksamkeit auf diese ethische und asketische Seite seines Schaffens. In einem Sinne — und zwar im tiefsten Sinne! — ist Tolstois Werk natürlich ein aufrichtiger und edelsinniger Ruf nach Einfachheit. Die engherzige Ansicht, daß ein Künstler nicht lehren solle, ist heute so ziemlich in die Luft gesprengt. Das Wahre an der Sache aber ist, daß ein Künstler weit mehr durch seine bloße Eigentümlichkeit lehrt, durch seine besondere Erdschicht, seine Tracht, seine Mundart, seine Technik, kurz, durch die Seite seines Werkes, deren er sich wahrscheinlich gar nicht bewußt ist, als durch die ausgefeilten, pomphaften Morallehren, die er zärtlich für seine Ansichten hält. Der wahre Unterschied zwischen der Sittenlehre hoher Kunst und der Sittenlehre sorgfältig ausgearbeiteter lehrhafter Kunst besteht in der einfachen Tatsache, daß die schlechte Fabel eine Moral hat, während die gute Fabel eine Moral ist. Und die wahre Moral Tolstois tritt in seinen Erzählungen beständig zutage, die große Moral, die den Kern seines gesamten Schaffens bildet, deren er selbst wahrscheinlich sich nicht bewußt ist, ja, die er wohl heftig tadeln würde. Das seltsame, kalte, weiße Morgenlicht, das über all seinen Erzählungen liegt, die Einfachheit der Volkssage, mit der ohne irgendwelche weitere Identifizierung von einem „Manne und einer Frau" gesprochen wird, die Liebe für die Eigenschaften unbelebter Körper: die Härte des Holzes und die Weichheit des Schlammes — fast möchte man sagen: seine Lust an diesen Dingen —, sein in der Wolle gefärbter Glaube an eine an der Wiege des Menschengeschlechts sitzende gewisse ursprüngliche Natürlichkeit: diese Einflüsse sind in Wahrheit Moral. Stellen wir daneben den in die Posaune blasenden, tobenden Unsinn des didaktischen Tolstoi, der nach obszöner Reinheit schreit und nach unmenschlichem Frieden, der das Menschenleben mit dem Hackmesser in kleine Sünden zerhackt, aus Achtung vor der Humanität Männer, Weiber und Kinder bespöttelt, einen unmännlichen Puritaner und einen Wildling in einem Chaos von Widersprüchen zusammenwirft: dann wissen wir wahrhaftig kaum, wohin jener Tolstoi verschwunden ist. Wir wissen nichts anzufangen mit diesem, kleinen, lärmenden Moralisten, der in einem Winkel eines großen und guten Menschen wohnt.

Auf jeden Fall ist es schwer, Tolstoi, den großen Künstler, mit Tolstoi, dem beinahe giftigen Reformator in Einklang zu bringen. Es ist schwer faßbar, daß ein Mensch, der die Würde des täglichen Lebens der Menschheit in so edlen Umrissen zeichnet, den göttlichen Akt der Fortpflanzung, durch den jene Würde Generation auf Generation erneuert wird, für böse erachtet. Es ist schwer faßbar, daß ein Mensch, der die herzzerreißende Leere des Lebens der Armen mit so erschreckender Treue geschildert hat, ihnen wirklich jede einzelne ihrer armseligen Freuden mißgönnen kann, von der Liebelei bis zum Tabak. Es ist schwer faßbar, daß ein Dichter in Prosa, der den erdgeborenen Anwurf der Menschen, die innige Verwandtschaft zwischen einem

Menschenwesen und der Scholle, auf der er lebt, so machtvoll dargestellt hat, eine so elementare Kraft verneinen kann, wie die, die den Menschen mit seinen eigenen Vorfahren und seinem eigenen Lande verknüpft. Es ist schwer faßbar, daß ein Mann, der die verabscheuungswürdige Frechheit der Unterdrückung so scharf empfindet, nicht gegebenenfalls den Unterdrücker mit der Faust zu Boden schlagen möchte. Das alles aber entsteht aus dem Streben nach Einfachheit, dem Trachten, natürlicher zu sein, als es natürlich ist. Es würde nicht nur menschlicher, es würde auch bescheidener sein, wenn wir uns damit begnügten, daß wir nun einmal komplizierte Menschen sind. Die wahre Verwandtschaft mit der Menschheit würde darin beruhen, zu tun wie die Menschheit allzeit getan hat: den Besitz, zu dem wir berufen sind, das Glück, das uns beschieden ist, und die Geschicke unseres Geburtslandes mit aufrichtiger Neigung hinzunehmen.

Das Werk Tolstois hat noch eine andere, speziellere Bedeutung. Es stellt die Bejahung der furchtbaren Vernunftmäßigkeit dar, die den weitgehendsten Forderungen Christi zu eigen ist. In Wahrheit können wir dem, der uns schlägt, nicht unsere Backe hinhalten; wir können dem Dieb nicht noch unsern Mantel geben: unsere Kultur ist dafür zu kompliziert, zu hochmütig, zu empfindlich. Der Dieb würde trotzen und wir würden erröten; mit andern Worten: der Dieb und wir sind gleicherweise Empfindsame. Das Gebot Christi ist unmöglich, aber es ist nicht unsinnig; es ist vielmehr Vernunft, einem von Verrückten bewohnten Planeten gepredigt. Wenn die ganze Welt plötzlich von einem Sinn für Humor befallen würde, so würde sie sich selbst dabei betreffen, daß sie die Gebote der Bergpredigt mechanisch erfüllt. Nicht die einfachen Geschehnisse in der Welt stehen dieser Erfüllung entgegen, sondern der Trieb zur Eitelkeit, zur Selbstgefälligkeit und zu krankhafter Empfindlichkeit. Gewiß, wir können dem, der uns schlägt, nicht die Wange bieten, aus dem einzigen und zureichenden Grunde, daß wir nicht den Mut dazu haben. Tolstoi und seine Anhänger haben gezeigt, daß sie diesen Mut besitzen, und auch, wenn wir glauben, sie irrten: in diesem Zeichen sind sie siegreich. Ihre Theorie besitzt die Kraft eines äußerst dichtgefügten Körpers. Sie repräsentiert die Lehre von der Sanftmut und von dem passiven Gehorsam, der die letzte und kühnste Form von Widerstand gegen jede Autorität ist. Wäre es dem Menschenwesen verliehen, wirklichen passiven Widerstand durchzuführen, sie würden die erschreckende Stärke unbelebter Dinge erlangen und die erbitternde Ruhe von Eichenholz oder Eisen, die ungestraft siegen und, ohne Demütigung zu erleiden, besiegt werden. Die von ihnen verkündete Lehre von des Christen Pflicht ist, daß wir nie durch Gewalt siegen sollten, sondern stets, sofern wir können, durch Ueberredung. In ihrer Legende überwältigt Sankt Georg den Drachen nicht: er bindet ihm ein rosa Band um den Hals und gibt ihm eine Schüssel Milch. Ihnen zufolge würde ein Kursus in beständiger Gutheit selbst einen Nero zu einem sanften Wesen umgewandelt haben. Ihr Vertrauen in die menschliche Natur ist wahrhaft ehrenwert und großzügig; es äußert sich durch die Weigerung, der

J. VERSPRONCK

BESITZER / O. HULDSCHINSKY

überwältigenden Mehrheit der Menschen Glauben zu schenken, selbst wenn sie ihre eigenen Beweggründe zu erklären unternehmen. Doch obwohl die meisten von uns aller Wahrscheinlichkeit nach geneigt sein würden, diese neue christliche Sekte auf den ersten Blick für kaum weniger schädlich zu halten als eine lärmende unvernünftige Sekte der Reformationszeit, würden wir damit doch in einen merkwürdigen Irrtum verfallen. Das Christentum Tolstois ist, wenn wir es näher betrachten, einer der packendsten und dramatischsten Zwischenfälle in unserer modernen Kultur. Es stellt einen Tribut an die christliche Religion dar, sensationeller, als wenn Sterne vom Himmel fallen würden.

Die Religion Christi ist, gleich manchen wahrhaftigen Dingen, unzählige Male widerlegt worden. Die Neuplatoniker widerlegten sie in demselben Augenblick, da sie ihren Lauf über die Erde antrat. Wiederum ward sie von den Skeptikern der Renaissance widerlegt, wenige Jahre nur, bevor ihre zweite, merkwürdige Verkörperung, die Religion der Puritaner, über viele Könige triumphieren und viele Länder zivilisieren sollte. Wir alle stimmen darin überein, daß diese Schulen der Verneinung und Zwischenspiele in ihrer Geschichte waren; aber wir alle hegen die Ueberzeugung, die Verneinung unserer eigenen Zeit müsse der Zusammenbruch der theologischen Weltordnung sein — gewissermaßen eine Götterdämmerung. Der Mensch des 20. Jahrhunderts glaubt wie ein Schulknabe von sechzehn, sein Zweifeln und Zagen seien Anzeichen vom Ende der Welt. In unsern Tagen sind die großen Irreligiösen, die nichts weiter taten als Gott absetzen und Engel austreiben, so weit übertroffen und überholt worden, daß sie beinahe als Rechtgläubige, ja Einfältige erscheinen. Ein jüngeres Geschlecht von Skeptikern hat eine unendlich anregendere Beschäftigung gefunden als auf eine Million Särge die Deckel aufzunageln und den Leib an ein einzelnes Kreuz zu schlagen. Sie haben nicht bloß die elementaren Glaubenslehren bekämpft, sondern die elementaren Menschheitsgesetze: Eigentum, Patriotismus, bürgerlichen Gehorsam. Sie haben die Kultur so offen angeklagt, wie die Materialisten die Theologie anklagten; sie haben alle Philosophen noch tiefer verdammt als selbst die Heiligen. Tausende von modernen Menschen wandeln ruhig und in hergebrachten Formen unter ihren Mitmenschen, während sie über wirtschaftliche Freiheiten und Grundbesitz Ansichten hegen, über die ein Voltaire geschaudert hätte wie eine Nonne beim Anhören einer Gotteslästerung. Und die letzte und tollste Phase dieser Saturnalien des Skeptizismus, die Schule, die den moralischen Wert der selbst von Piraten anerkannten Ideale von Mut und Gehorsam verneint: diese Schule stützt sich buchstäblich auf die Worte Christi. In der gesamten Weltgeschichte ist niemals der Lebenskraft eines alten Glaubens ein so furchtbarer Tribut gezollt worden. Damit verglichen, wäre es ein kleines, würde das Rote Meer entzweibersten oder die Sonne um Mittag stillstehen. Wir stehen dem Phänomen gegenüber, daß eine Gruppe von Umstürzlern, deren Verachtung aller Ideale von Familie und Nation in einer Diebeshöhle Schauder erregen würde; die sich frei zu machen vermögen von jenen in Fleisch und Blut unserer

Kultur übergegangenen elementaren Instinkten des Menschen und des Gentleman — sich nicht freimachen können von der Einwirkung einiger fernliegenden, in verderbtem Griechisch niedergeschriebenen Anekdoten. Stellen wir uns diese Tatsache lebhaft vor, so müssen wir erkennen, daß ihr etwas Betäubendes, ja Hypnotisches beiwohnt. Der überzeugteste Rationalist wird angesichts dieses Faktums plötzlich von einer seltsamen, uralten Vision beherrscht, sieht die ungeheuren skeptischen Weltentstehungstheorien unserer Tage als Träume den Weg tausend vergessener Ketzereien gehen und glaubt einen Augenblick lang, die neunzehn Jahrhunderte hindurch überlieferten dunklen Aussprüche könnten wirklich die Umwälzungen in sich schließen, von denen wir erst zu träumen angefangen haben.

Diese oben von uns an die Hand gegebene Bedeutung kommt fraglos den Tolstoianern zu, die, roh ausgedrückt, als die neuen Quäker bezeichnet werden können. Mit ihrem merkwürdigen Optimismus und ihrem beinahe erschreckenden logischen Mut bringen sie dem Christentum einen Tribut dar, wie keine Rechtgläubigkeit es je vermöchte. Es kann nur von Interesse sein, eine Revolution zu beobachten, bei der beide, die Gewalthaber wie die Rebellen, unter demselben Feldzeichen vorgehen. Doch selbst die Lehre vom passiven Gehorsam und alle ihr verwandten Lehren sind meines Erachtens nicht durch jene verständige Klarheit und Notwendigkeit gekennzeichnet, die ihre Anhänger für sie in Anspruch nehmen. Eine uns vorliegende Flugschrift weist eine ungewöhnlich hohe Zahl von Anführungen aus dem Neuen Testament auf, deren Genauigkeit keineswegs so packend ist wie ihre Dreistigkeit. Zunächst müssen wir Einspruch dagegen erheben, daß man gleichzeitig anführt und umschreibt. Wenn jemand erörtert, was Jesus sagen wollte, so soll er vor allem feststellen, was Er sagte, nicht, was dieser Jemand meint, daß Er gesagt haben würde, hätte Er sich klarer ausgedrückt. Hier ein Beispiel von Frage und Antwort:

Fr.: „Wie faßte der Herr selbst das Gesetz in wenige Worte zusammen?“

A.: „Seid barmherzig, seid vollkommen wie euer Vater; euer Vater in der Geisterwelt ist barmherzig, ist vollkommen.“

Darin ist vielleicht nichts enthalten, was Christus nicht gesagt haben würde — mit Ausnahme des abscheulichen, modernen metaphysischen Terminus „Die Geisterwelt“ —; aber zu sagen, es stehe geschrieben, Er habe das gesagt, ist wie wenn jemand sagte, es stehe geschrieben, Ihm seien Palmen lieber gewesen als Sykomoren. Es ist eine einfache, unverfälschte Unwahrheit. Der Verfasser sollte wissen, daß diese Worte für tausend Menschen tausenderlei bedeuten, und daß, wenn ältere Sekten sie so heiter umschrieben hätten wie er, er nie den Text empfangen haben würde, auf den er seine Lehre gründet. In einer Flugschrift, in der einfache gedruckte Worte nicht außer acht gelassen werden können, ist es nicht überraschend, wenn bei einem umfangreichen Gegenstand einmal eine irrige Anführung vorkommt. Hier aber ist in klaren, nüchternen Worten eine Aussage vorgebracht,

die wir glatt zu verneinen uns begnügen: „Das fünfte Gebot unsers Herrn sagt, wir sollten insbesondere bemüht sein, dieselbe Achtung für Leute aus fremden Ländern zu pflegen, und im allgemeinen für die, die nicht zu uns gehören oder gar Abneigung gegen uns haben, die wir für unsere Angehörigen hegen und für die, die mit uns übereinstimmen.“ Ich möchte wissen, wo im ganzen Neuen Testament der Verfasser diese gewalttätige, unnatürliche und unmoralische Mahnung findet. Christus selbst hatte nicht die gleiche Achtung für den einen wie für den andern. Es wird uns ausdrücklich gesagt, daß Er bestimmte Menschen besonders liebte. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß er von andern Völkern dieselbe Meinung hatte wie von Seinem eigenen. Der Anblick der Stadt Seiner Geburt bewegte ihn zu Tränen, und das höchste Lob, das Er spendete, war: „Siehe, ein echter Israelit!“ Der Verfasser hat ganz verschiedene Dinge untereinander gemischt. Christus gebot uns,, alle Menschen zu lieben; doch auch wenn wir alle Menschen ohne Ausnahme lieben könnten: es wäre dennoch irreführender Unsinn, zu verlangen, daß wir alle Menschen gleich lieb haben sollten. Wenn wir einen Menschen überhaupt lieben, so muß sein Eindruck auf uns wesentlich verschieden von dem sein, den ein andrer Mensch, den wir lieben, hervorruft. Christus hat nie gesagt, Er liebe die Menschheit: Er liebte die Menschen. Und der Grund dafür, daß den Tolstoianern der Gedanke von gleichmäßig verteilter Liebe erträglich ist, liegt darin, daß ihre Menschheitsliebe eine logische Liebe ist, eine Liebe, in die sie durch ihre eigenen Theorien hineingedrängt werden, eine Liebe, die einem Kater als Beleidigung erscheinen würde.

Der größte Irrtum von allen aber beruht darin, daß sie die Gebote des Neuen Testaments in fünf Regeln zerlegen. Bezeichnenderweise wird dadurch gerade das wesentlichste Merkmal dieser Gebote aufgehoben: ihre Ursprünglichkeit. Der Abgrund zwischen Christus und all seinen modernen Interpreten ist, daß wir keinen Nachweis besitzen, Er habe je Worte niedergeschrieben — außer mit Seinem Finger in den Sand. Wir haben nur Kunde von einem fortlaufenden erhabenen Gespräch. Tausende von Regeln sind davon hergeleitet worden, bevor die Tolstoischen Regeln aufgestellten wurden, und Tausende werden fernerhin daraus hergeleitet werden. Doch nicht um irgendeiner pomphaften Verkündung willen, nicht um irgendeiner sorgfältig ausgearbeiteten Ausgabe gedruckter Bände willen — um weniger herrlicher und unwirksamer Worte willen geschah es, daß das Kreuz auf Golgatha aufgerichtet ward, und die Erde sich auftat, und die Sonne sich verdunkelte um Mittag.

Ein Dichter ruft. —

Von

Richard Wolfgang Worton.*)

Ragen vom Erinnern zerkerbte Bäume an den Seiten eines Dammes. — Vor Tagen war ein Schneien gekommen und hat nun jeden kleinsten Ast, den das Sehnen aus dem Stamme streckt, durch seine schweigende, weiße Feierlichkeit sichtbar gemacht, auch für die tiefsten Nächte.

An einem der Stämme lehnt ein junger Dichter, und durchs Raunen der Saale horcht er auf die Mitternacht. Sie wird den Monat seines Hoffens, sie wird den März öffnen. —

Da — wie ein Leuchten plötzlich auffunkt — so richtete sich der junge Einsame auf. Eine Glocke sprach die Beschwörung der Mitternacht. —

Auf einer leichten Brücke steht er über der Saale. Der bald vollendete Mond öffnet die Wolken:

„März — Gesegneter meines Hoffens!
Ich weiß es — jetzt ist meine Stunde kommen!
Lehre mich, wie ich den Retter finde, der da für mich bestimmt! —
März — Gesegneter meines Hoffens!“

Dann war er durch den Schnee geirrt. Geirrt — denn schon lebte er in den Landen seines Werkes; und der Schmerz, daß die Not ihn bisher nur beginnen ließ zu bauen — einer tiefen Zuversicht war er gewichen. —

Er lebte in seinem Werk!

Das Tor war ja schon geschaffen. Er wollte unter ihm atmen, um dann aufzubrechen zur letzten Traumfahrt ins Ungeborene — denn bald, bald wird er ja auch das alles zeugen können.

So begann er: Leise zuerst, dann deklamierend, endlich jubelnd und losgelöst von allem Erinnern:

„Maria,
Seele wellt über die Dinge, wenn mit dem Nachten
Ruhe einherzieht;
Wie an den Erd-Enden Wogen der Finsternisse
Sich türmen
Und weit und wölbend ihrer Feier
Zwingende Gebärde über
Die Vergänglichkeit spreiten.
Tausendstimmiges Dunkel
Gleitet als glanzsatter Mantel
Würderuhig herab um die Welt!

*) Ein junger Dichter spricht hier zum ersten Mal, der seine Schöpfer-Sehnsucht in hymnischem Ueberschwang ausströmt. Seine an Hölderlin und Novalis erstarkte Sprach- und Bilderkraft, die noch überüppig wuchert, verkündet eine so kühne und eigenartige Begabung, daß wir mit Freude auf sie aufmerksam machen, mag sie heute auch noch manchem Mißverständnis begegnen. Die Red.

Und aus der Tiere Ruf,
Dem trunknen Finden warmer Menschen,
Da starren fremd erhaben
Die Schatten von den tiefsten Trächten.

Sieh in der Kathedrale dieser offenen Nacht
Kauern die müden Dinge der Welt,
Wie von Stunden einer tiefen Not hierher gerufen,
Einer Not,
Die in ein Beten all das Getrennte gattet. —
Die müden Dinge der Welt!
Siehst du die vielen Tastenden,
Wie sie mählich sich zusammenschieben
Zu den flehend-gereckten Armen der Seele:
Zu Sehnen und Traum?
Und sieh da — zwei hochleitende Dämme
Werden die Arme!
Ich aber weiß es — sie ufern den Atem der
Ewigen Fragen,
Auf daß er rein den Mund wieder fände —
Dem er entflohn.
Die müden Dinge der Welt!
So wund sind sie von den Schlägen
Jener Schwingen aus Geißelsträngen,
Die unsres Hastiglebens alten Geiern
Schultern geben, gleich
Entfesselten Kapitälen des Jähzorns.
Und weißt du,
In jede neue Nacht wühlt unser Erdensein
Nur eine tiefre Bucht,
Und wir könnten des schlafenden Licht's
Führenden Traumklang hören, würden
Ihm nach suchend den Pfad zur Sonne finden
Und einst mit ihr erwachen.

Ja, dies Erwachen wäre dann das Schauern,
Das unsern Brüdern, unsern Schwestern mangelt,
Das Taten hervortreibt aus dem Leben —
Hochsprießende, rankende Taten,
Die kindlich-frisch und wie junge maihelle Birken
Plötzlich in das Uferlose lachten.
Und ein Wachsen suchte sie heim
Und ein Chor befreiender Rufe
Bis unsres Hoffens Träume lebten.
Ich aber weiß es, daß meine Sonne
Jetzt niedersinkt zu den Knien
Dieser offenen Nacht —
Aufflammt — und sich hingibt.

Das aber, was ihr stammelnd entquillt,
Fließt in den alten klaffenden Schrei
Meines endlosen Sehnens,
Den meine schöpfereinsamen Nächte geweitet —
Strömt hinein — schließet ihn endlich
Und schwellt ihn zur Knospe.

Oh nun bricht der Brunnen unsrer Verheißung aus ihr —
Sieh da hinauf — er teilt sich — er gleitet
Hernieder —
Fünf Strahlen schließen den Bund unsrer Hände.
Die Stunde ist kommen, Maria! —
Du! Um die Feuer meiner Stirne schließ deine Hände
Und wie von Flügeln gotischer Altäre
Mag dann sakraler Kühle weilendes Erhaben wehn
Und meiner Sänge Tauflut reifen
Zu weißleuchtenden Perlen,
Die bald schon als neue Idole
Träufeln werden im Stundenglas,
Das ich aus Himmel und Erde schmelzen will.
Neue Träume! Ferner Geschlechter Leben und Gesetze!

Der Gott, der uns und unser Leben träumte —
Siehe er ist nicht tot!
Ich weiß es — ich bin seines Geistes!
Und einige meiner Brüder sind's. —
Sonst gibt es ja keine Zeuger als uns, die
Schaffenden;
Mütterleiber und Mütterkräfte
Sind alles Andere uns! —
Und ich will singen, weil ich ein Hoffen
Sehe darin und weil vieles schon
Ein Ahnen trägt!
Auch unter jenen Brüdern und Schwestern,
Deren Fleisch lüstig-blaß geworden,
Seh ich schon einige,
Denen die Schauer einer ungekannten
Tannennacht, wo beim Frühlingsbersten
Ferner Ströme der Mond ein unerhofftes
Grün mählich aus dem Dunkeln schält,
Denen jene Schauer ins Fleisch
Zur Umkehr mahnende Runen gekerbt.
Ich aber weiß, daß meine Mütter es sind,
Die aus diesen Runen
Einhalt entgegenstarren
All den schwelenden Unbilden feiler Nächte.
Um meines Rufens willen,
Tun's die Mütter! — —

Andern schwillt das Stirngeäder,
Als wittere das Blut darin
Die neuen Sonnen schon,
Die saugend noch an meiner Seele
Firnenleuchten liegen.
Ein Wachwerden seh ich,
Darum dieses mein Grüßen,
Euch Brüdern und Schwestern!
Ich will es ja, daß gellwiehernde
Stürme aus meinen Sängen schnauben
Und daß Unrast aus ihren Leibern geige
Zum Wirbeltanze um die alten Trügerwelten.
Die müssen aufbrechen,
Dann werden freien Sinnens lichte Grate
Aus jeglichem steilen, der mir schwistert ist!
Einen Ring will ich um unsern Stern
Hämmern — und ich will mich
Dazu auf die Schwingen unrastender
Gottestrunkenheit stellen,
Die ich über ein kreisend Knäuel
Lichtdurchzuckter Hengste gespannt! —
Ah die Hengste meines Zornes!
Und mit den Wettern des ewigen Schreitens
Will ich gen den Trugglast hämmern —
Dieselben Rillen jenes ebbenden Trugs —
Ich will sie zu Strombetten weiten
Für die tausendarmige kommende Flut,
Die meine Sänge beschwören!
Ich weiß es — daß das Herz unsrer Tage auf
Sie harrt — denn ein höher Pulsen soll
Auf unserm Stern das Leben wieder treiben.
Ich weiß es — noch hängen in Schwülen wie
Lungernde Trauben
Viel ringende Nächte irrender Brüder:
Bald, bald aber wird mein brennender Morgen
Seine lodernden Arme recken,
Von deren Widerschein viel alte Schranken
Zu ziehendem Gewölk zerquellen werden.
Taten werden mit flammendem Fuß
Ueber die trugbrachen Halden stampfen
Und Schalen für die neuen Freuden
Daraus schmelzen —
Und werden weiter schreiten
Zum Hörnertosen aus allen offnen
Schreien der Sehnsucht —
Werden nicht stehen
Bis meines Zornes Flamberg
In der alten Menschen-Sonne,
Dem goldgierenden Arimaspenauge steckt! —

Maria! Nun will ich rufen!
Ihr Aare meines Höchsten Sinnens,
Die ihr allein nur kreisen könnt
Zwischen meinem Himmel und
Diesem Stern — wie Gluten zwischen Gatten kreisen,
Ihr Söhne der Höhen
Zieht einher in eurer Feier
Und rollt in den Stürmen
Eurer Schwingen herbei
Meinen Stern!
Und ich will meiner Himmel
Schöpfung künden!
Maria!"

Neue Wiener Romane.

Von

Willi Handl.

II.*)

Mit Meistern des Romans ist das heutige Oesterreich ja gesegnet. Sie sind aus der Unschuld des verliebten Anschauens und der hingegebenen Schilderung längst heraus, streben in leichtem oder in ernst bemühtem Anstieg der Bewältigung hochgipfelnder Probleme zu. Daß diese immer noch, in der Anlage oder in den Versuchen der Lösung, mit irgendeinem spezifisch österreichischen Element gemischt sind, spricht nur für die tiefwurzelnde Echtheit und Bodenverwandtheit dieser Dichter. Und von Wien kommen sie alle nicht los. So sehr jeder von ihnen auch seinen Willen anstrengt, zu möglichst weitausgreifender Betrachtung menschlicher Schicksale, menschlicher Geschichte und Naturgeschichte vorzudringen; sein Sprungbrett bleibt doch immer der vertraute Boden dieser Stadt. In Burckhards „Die Insel der Seligen"**) wird das nicht nur an den Ideen, sondern auch in der Formung offenbar — und leider mit der schreienden Deutlichkeit eines technischen Mißstandes. Dort, wo das Epos hingleitet, so frisch, so klug, so flott, wie nur irgendein geschriebenes oder getanes Werk von Burckhard, da hat es auch seinen natürlichen Wiener Schauplatz, der nicht nur die Heimat seiner Menschen, sondern auch die Heimat seiner inneren Bewegung, seines Gedankentempos und seiner sprachlichen Rhythmik ist. Sobald aber der Blick auf die Menschheit und ihre soziale Natur eröffnet werden soll, springt die Erzählung mit einer Plötzlichkeit, die nicht ganz angenehm überrascht, ins Wesenlose und allzu Will-

*) Vergl. Heft 16.
**) Verlag S. Fischer, Berlin.

kürliche. Nicht nur das Milieu des Bodens — die Insel der Seligen — ist namenlos und unvorstellbar, auch alles menschliche Geschehen wird Theorie, Erläuterung, absichtlich prinzipielle Darstellung, verliert an Bildkraft, an Plastik und damit an künstlerischem Wert. Nur ein paar ernste, großblickende Gedanken bleiben noch und ein feines Lächeln, das über die Gedanken wegführen kann, dorthin, wo der Zweifel wieder beginnt, — aber ohne die Schmerzen seines Stachels. Dieses Lächeln, das Verrat und Versöhnung in gleichem Maße in sich hat, ist so nachdrücklich und so herzlich österreichisch, daß es immerhin auch diesem zweiten Teile des Romans ein Stück der verlorenen Echtheit wiederzugeben imstande ist. Mit dem Verlust des Kunstwerkes, das sich mitten in der Entwicklung so plötzlich selbst zerstört, versöhnt es doch, daß der Künstler, der es schuf, noch aus den ungeordneten Stücken seiner Arbeit so hell und so lebendig zu erkennen ist.

Wie es denn überhaupt diesen Oesterreichern gemeinsam zu sein scheint, daß sie, je reicher ihre Technik wird, nur um so mehr in ihrer Kunst, ob sie es wollen oder nicht, von ihrer Person offenbaren müssen. Niemals noch war Arthur Schnitzler den Problemen seines eigenen Wesens so herzlich nahe, wie in seinem letzten Roman „Der Weg ins Freie".*) Was ihn und was an ihm beunruhigt hat, hier erscheint es klar und deutlich aufgeschrieben: die Unsicherheit des Juden in der modernen Kultur. Eine Handlung, so zart entwickelt und so leicht hingeführt, wie nur seine Meisterschaft es vermag, umwickelt sich auf das dichteste mit den trüb schattierten, unzerreißbar zähen Fäden, die aus der europäischen Judenfrage gesponnen werden. Wie diese Fäden alle Menschen untereinander verbinden und die Gedanken einer ganzen Gesellschaft hin und herleiten, so schnüren sie auch den freien Zug der Geschehnisse ein und pressen sich schwer um den eigentlichen, den poetischen Körper dieses Kunstwerkes. Wer bedeutende Gestaltung von Schicksalen erwartet, der wird enttäuscht. Nur bedeutende Fragen nach einem Schicksal erfüllen dieses Werk der inneren Schwere und der Bekenntnisse. Wienerisch ist die Farbe und die sprachliche Art seiner Menschen, österreichisch der leichte Zug, die gepflegte Noblesse seiner Führung. Aber das Gespinst seiner Gedanken flicht sich um Probleme des Judentums, umklammert sie mit jüdischem Eifer, durchhellt sie mit dem Lichte jüdischer Geistigkeit. Daß dennoch aus dieser Vermengung verschiedenrassiger innerer Elemente eine künstlerische Einheit von hohem Wert und von eigener Art entstehen konnte, mag beweisen, daß diese Elemente trotz ihres scheinbaren Widerstreites gutartig und produktiv aufeinander reagieren können. Und das bedeutet im letzten Grunde die schönste Lösung der Fragen, die in diesem Buche ihr unruhiges Leben führen: nämlich ihre Beschwichtigung und Aufhebung im harmonischen Kunstwerk.

Trotzig herausfordernd, als ein Ueberwältiger in kühnstem Stile, und in der Form vollendetes Muster der neuen österreichischen Literatur, stellt sich Hermann Bahr in seinem letzten Werke „Die Rahl"*) vor

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

die Menschheit hin. So ist wenigstens seine deutlich verkündete Absicht. Er will Typen schaffen, die nicht für Wien und nicht für Oesterreich, nicht für diese oder eine vergangene Zeit allein gelten sollen, die, so verspricht er, die wichtigsten Glieder im Aufbau des ganzen menschlichen Geschlechtes vielbedeutend und für alle Kulturen gültig hinstellen werden. Er fängt mit diesem Roman erst nur an, und es bleibt abzuwarten, ob der Kreis, der von hier ausgeht, in seiner Rundung auch wirklich alles Wichtige in der menschlichen Natur, wie es der Dichter gewollt hat, umschließen wird. In diesem Roman aber, das kann mit Freude festgestellt werden, ist soviel Wiener Luft und Wiener Takt, daß man ihn, wie er nun einmal ist, als ein typisches, klares aufnehmen kann. Das Buch handelt von der Kunst, zu leben und sein Leben zu fördern. In zwei mächtigen Linien, die einander suchen, begegnen, durchkreuzen, entfliehen, ist dieser Sinn des Werkes mit schöner Anschaulichkeit hingezeichnet. Hier das Ideal, da der Schwärmer, hier Kraft des Lebens, die sich in ruhmreichem Können und in unbewußt schönem Blühen ausgibt, da Kraft der Jugend, die schäumt und anbetet und umklammert und sich ängstlich verhält, so wie das Leben sie zur bitteren Erkenntnis zwingt. Zwischen beiden der Dilettant, fein und schwach, geschäftig und untätig, gepflegt und gedrückt. Und ihm zur Seite wieder der Künstler, von seiner Gier des Gestaltens im Inneren angefressen, ewig unruhig, ewig ohne Befriedigung, blind für alles, was nicht sein Werk ist, und doch wieder mit einer gewissen Hellsichtigkeit begabt, die sich nur nicht in klugen und feinen Worten, die sich in jähen Ausbrüchen eines cholerischen Temperaments entladet. Das wären so ungefähr die Typen, die, wenn man die allgemeine Vorrede des Dichters beim Wort nehmen will, in diesem Buche, die ganze große Menschheit vertretend, erscheinen. Vier Typen von Gewicht und von Geltung, man muß es gestehen; aber sie könnten kaum überzeugen, könnten von ihrem Leben und vom Leben der ganzen Menschheit kaum so kräftig und in so einfachen Wahrheiten reden, wären sie nicht durch die glänzende Kunst des Stilisten und Epikers in einer Erzählung von merkwürdigem innerem Schwung und von solidester Haltbarkeit des Gefühls untereinander festgebunden. Auch in diesem Buche ist Wien; und nicht das Wien des sinnlichen Daseins, nicht das Wien des fröhlichen Spottes, nicht das Wien versonnener und bedrückter Schwermut, sondern ein selbstbewußtes, helläugiges, tätiges Wien, das auf der Suche nach einem neuen Stil des Lebens eigene Formen findet und zu eigenen Entschlüssen kommt. Dieses Werk ist, in dem festen Ton und in der aufrechten Haltung des Dahinschreitens, ein Bild des Wien, das die Besten der Stadt erhoffen und heranzubringen willens sind.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Lesbia: Darf man fragen, wer die Schlange mit dem Schwammgesicht eigentlich ist?

Leo: Das ist er nicht.

Reginald: St. John Hotchkiß, natürlich.

Frau Bridgenorth: St. John Hotchkiß! Na, der kommt ja auch zur Hochzeit.

Reginald: Was! Dann geh ich aber (er geht nach dem Turmausgang).

gleichzeitig hinter ihm her und ihn auf der Schwelle erwischend:

Leo, (ihn festhaltend): Nein, das wirst du nicht tun. Du hast versprochen, nett gegen ihn zu sein.

Der General: Nein, alter Knabe, gehe nicht von Ediths Hochzeit fort.

Frau Bridgenorth: Oh, bleibe, Rejjy. Ich bin ernstlich böse wenn du uns verläßt.

Lesbia: Bleiben Sie, lieber Reginald. Früher oder später müssen Sie ihm doch begegnen.

Reginald: Vor einem Augenblick, als ich bleiben wollte, habt ihr alle mir die Tür gewiesen. Nun, wo ich gehen will, wollt ihr mich nicht fortlassen.

Frau Bridgenorth: Ich will Herrn Hotchkiß 'n paar Worte schreiben, er möchte nicht kommen.

Leo, (neuerlich weinend): Oh, Alice! (Sie kommt zu ihrem Sessel zurück, mit gebrochenem Herzen.)

Reginald: Oh, laß ihn nur. Sie soll ihren Kerl mit dem Schwammgesicht haben. Laß ihn nur kommen. Laßt nur alle kommen.

Er geht durch die Küche bis zu der Eichenkiste und setzt sich ärgerlich darauf. Frau Bridgenorth zuckt mit den Schultern, setzt sich an den Tisch, in Reginalds Nähe und hört mit sanfter Hilflosigkeit zu. Lesbia, die über Leos Tränen die Geduld verloren hat, geht in den Garten und setzt sich in die Nähe der Tür. Sie atmet die frische Luft ein, froh über die Erklärung von der häuslichen Dumpfheit der Angelegenheit Reginalds.

Leo: Es ist grausam von dir, Rejjy, unablässig zu behaupten, daß ich dich nicht gern habe.

Der General (kommt väterlich zu Leo): Mein liebes Mädel: alle Gesprächsthemen der Welt sind ja schon lange erschöpft. Gott weiß, daß ich die Gesprächsthemen der britischen Armee dreißig Jahre

hindurch erschöpft habe: aber deswegen habe ich sie doch nicht verlassen.

Reginald, (bitter): Sie erklärte mir, daß es wäre, weil sie meine Gesprächsthemata erschöpft habe.

Leo: Nicht weil ich sie erschöpft habe, verlaß ich ihn, sondern weil er darauf besteht, sie gerade dann zu wiederholen, wenn ich lesen oder zu Bett gehen will. Und Sinjon*) amüsiert mich. Er ist so klug.

Der General (fühlt sich getroffen): Ha! Die alte Klage. Ihr wollt alle Genies heiraten. Diese Nachfrage nach klugen Männern ist lächerlich. Irgend jemand muß doch auch die flachen, bescheidenen, dummen Burschen heiraten. Hast du daran mal gedacht?

Leo: Aber es gibt so viele dumme Frauen, die man heiraten kann. Warum wollen die Dummen gerade uns heiraten? Ueberdies weiß Rejjy, daß ich ihn ganz gern habe. Ich mag ihn, weil er mich haben will; und Sinjon liebe ich, weil ich ihn haben will. Ich fühle, daß ich Pflichten gegen Rejjy habe.

Der General: So ist es: das hast du.

Leo: Und selbstverständlich hat Sinjon dieselben Pflichten gegen mich.

Der General: Seht! Seht !

Leo: Oh, wie dumm ist doch das Gesetz! Warum kann ich nicht beide heiraten?

Der General, (schockiert): Leo!

Leo: Nun, ich liebe beide. Ich möchte 'ne ganze Masse Männer heiraten. Rejjy möchte ich für den täglichen Gebrauch und St. John für Konzerte und Theater und um des Abends auszugehen, dann ungefähr einmal jährlich am Schluß der Saison, einen großen strengen Heiligen, und dann noch einen ganz wahnsinnigen Idioten von Jungen, mit dem ich nach Gutdünken ganz schlecht umgehen könnte. Ich bin so selten schlecht; und wenn ich es einmal bin, ist es jammerschade, es nutzlos zu vergeuden, bloß weil's zu verrückt ist, einem erwachsenen, wirklichen Manne zu beichten.

Reginald: Ja das ist so die Sache, weißt du — (hilflos). Na, so ist es !

Der General, (entschieden): Alice: das ist etwas für den Barmeciden. Er ist Bischof: es ist seine Pflicht, mit Leo zu reden. Ich kann eine tüchtige Portion vertragen; wenn es aber was mit offener Polygamie und Polyandrie ist, dann muß etwas geschehen.

Frau Bridgenorth, (zur Tür des Arbeitszimmers gehend): Komm einen Augenblick zu uns, Alfred. Hier ist 'ne Schwierigkeit.

Bischof, (von drinnen): Frag Collins, ich bin beschäftigt.

*) So sprechen die Engländer St. John aus.

Frau Bridgenorth: Collins nützt hier nichts. Es ist ganz was Ernstes. Komm nur auf einen Augenblick Lieber. (Als sie ihn kommen hört, setzt sie sich in einen Stuhl am nächsten Ende des Tisches.)

Der Bischof kommt aus seinem Arbeitszimmer. Er ist seinen Jahren nach ein schlanker, tätiger Mann, seinem Temperament nach jünger als seine Brüder. Er hat eine zarte Haut, schöne feine Hände, eine vorspringende Nase mit einem dazu passenden Kinn, einen kurzen Bart, der seinem scharfen Kinn Nachdruck verleiht, kluge humorvolle Augen, nicht ohne einen Schimmer von Bosheit. Seine Sprache ist breit und glänzend. Er hat das Gehaben eines Mannes, der erfolgreich ist und sich immer für sich selbst interessiert und im allgemeinen mit sich wohl zufrieden ist. Als Lesbia seine Stimme hört, wendet sie ihm ihren Stuhl zu und erhebt sich sofort. Sie steht auf der Schwelle und hört dem Gespräch zu.

Bischof, (zu Leo gehend): Guten Morgen, meine Liebe. Hallo! Du hast Reginald mitgebracht. Das ist sehr nett von dir. Hast du sie miteinander ausgesöhnt, Boxer?

Der General: Sie ausgesöhnt! Mensch, die ganze Scheidung war eine abgekartete Sache. Sie will einen Burschen, namens Hotchkiß heiraten.

Reginald: Ein Kerl mit einem Gesicht wie —

Leo: Nein, du darfst nicht, Rejjy. Er hat ein sehr hübsches Gesicht.

Frau Bridgenorth: Und jetzt sagt sie, sie will beide heiraten und noch eine ganze Menge anderer Männer dazu.

Leo: Ich habe nicht gesagt, daß ich sie alle heiraten will: sondern nur, daß ich sie heiraten möchte.

Bischof: Eine ganz feine Unterscheidung, Leo.

Leo: Wissen Sie, nur so — gelegentlich.

Bischof, (sich behaglich neben sie setzend): Ganz richtig. Manchmal einen Dichter, manchmal einen Bischof, manchmal einen Feenprinzen, manchmal irgendeinen ganz Unbeschreibbaren und manchmal keinen von allen.

Leo: Ja: genau so ist es. Woher wissen Sie das?

Bischof: Oh, ich glaube, die meisten phantasievollen und gebildeten jungen Damen empfinden so. Ich würde keinen Pfifferling für eine geben, die anders dächte. Shakespeare hat vor langer Zeit gesagt, daß eine Frau für den Sonntag einen Gatten ebenso nötig hat wie einen für den Wochentag. Aber wie gewöhnlich, hat er den Gedanken nicht weiter ausgeführt.

Der General, (entsetzt): Soll das heißen —

Bischof, (ihn kurz unterbrechennd): Ja, Boxer, bin ich der Bischof oder du?

Der General, (verdrießlich): Du.

Der Bischof: Dann frage mich nicht, was das heißen soll.

„Du hast nicht nach dem Warum zu fragen, du hast nur zu folgen und zu sterben" —

Der General: Schön: fahr nur fort. Ich bin ja nicht so klug. Nur ein dummer Soldat. Ha! Fahre nur fort. (Er wirft sich in den Gitterstuhl wie einer, der auf das Schlimmste gefaßt ist.)

Frau Bridgenorth: Aergere Boxer nicht, Alfred.

Bischof: Wenn wir ethische Fragen erörtern wollen, müssen wir damit anfangen, dem Teufel eine freie Meinung zu gewähren. Boxer tut das nie. England tut das nie. Wir nehmen immer an, daß der Teufel schuld ist; und erlauben ihm niemals, seine Unschuld zu beweisen, weil es gegen die öffentliche Moral verstoßen würde, wenn ihm das gelänge. Wir pflegten mit Gefangenen, die des Hochverrats angeklagt waren, ein Gleiches zu tun. Die Folge davon ist, daß wir uns damit selbst leimen; und schließlich ist uns der Teufel doch über. Vielleicht wollen die meisten das grade.

Der General: Alfred: wir haben dich gebeten, Leo die Leviten zu lesen. Statt dessen liest du sie mir. Ich bin mir nicht bewußt, etwas gesagt oder getan zu haben, was diese unerwünschte Aufmerksamkeit verdiente.

Der Bischof: Aber die arme, kleine Leo hat nur einfach die Wahrheit gesagt; während du, Boxer, den Moralischen spielst.

Der General: Das ist wohl ein Epigramm. Ich verstehe Epigramme nicht. Ich bin nur ein dummer Soldat. Ha! Aber eine einfache Frage stellen kann ich. Sollen Leos polygamische Gelüste unterstützt werden?

Der Bischof: Denke an Großbritannien, Boxer. Du bist doch ein britischer General.

Der General: Was hat das mit Polygamie zu tun?

Der Bischof: Nun, die große Majorität unserer Mituntertanen sind Polygamisten. Als britischer Bischof könnte ich sie beleidigen, wenn ich mich nicht sehr vorsichtig über die Polygamie auslasse. Es ist eine sehr interessante Frage. Viele hochinteressante Männer sind Polygamisten gewesen: Salomon, Mahomet und unser Freund, der Herzog von — von — hm! Ich kann nie auf seinen Namen kommen.

Der General: Es würde dir besser anstehen, Alfred, dieses dumme Mädel zu seinem Gatten und zu seiner Pflicht zurückzuschicken, als klug zu sprechen und dich über deine Religion lustig zu machen. „Was Gott zusammengefügt hat, sollen die Menschen nicht trennen." Denk dran.

Der Bischof: Sei unbesorgt, Boxer. Was Gott zusammengefügt hat, wird schon kein Mensch jemals trennen: dafür wird Gott schon aufpassen. (zu Leo): Apropos Leo, wer hat dich und Reginald zusammengefügt, liebes Kind?

Leo: Das war jener entsetzliche kleine Geistliche, der nachher trank, mit einem Billett dritter Klasse reiste und dann zum Theater ging. Aber sie wollten ihn dort nicht haben. Er nannte sich Egerton Fotheringay.

Der Bischof: Nun, was Egerton Fotheringay zusammengefügt hat, soll Sir Gorell Barnes*) um jeden Preis trennen.

Der General: Ich bin nur ein dummer Soldat; aber das nenne ich Lästerung.

Der Bischof, (ernst): Es ist besser, wenn ich den Namen des Herrn Egerton Fotheringay nicht unnütz führe, als daß du einen höheren Namen unnütz führst.

Lesbia: Könnt ihr drei Brüder euch denn nie treffen, ohne zu streiten?

Der Bischof, (mild): Das ist kein Streiten, Lesbia; das ist bloß das englische Familienleben. Guten Morgen.

Leo: Wissen Sie, Eminenz, daß es sehr, sehr lieb von Ihnen ist, für mich Partei zu ergreifen; aber ich weiß nicht recht, ob mich das nicht ein wenig verletzt.

Der Bischof: Dann bin ich, offenbar, etwas erfolgreicher gewesen, als Boxer, indem ich dich in die richtige Gemütsverfassung gekriegt habe.

Der General, (schnaubend): Ha!

Leo: Durchaus nicht; denn jetzt werde ich Sie verletzen — und ganz schlimm: Ich glaube, Salomon ist auch ein altes Biest gewesen.

Der Bischof: Genau dafür sollst du ihn auch halten, liebes Kind. Mach keine Entschuldigungen.

Der General, (noch mehr shockiert): Zum Teufel! Salomon kommt doch in der Bibel vor. Und schließlich ist Salomon doch Salomon.

Leo: Und ich bleib' dabei: Ich möchte noch immer mit 'ner Masse interessanter Männer intim sein, ihnen alles sagen, was ich denke, und sie könnten mir alles sagen, was sie denken.

Der Bischof: Das sollst du auch, liebes Kind, wenn du Glück hast. Aber weißt du, du brauchst sie ja nicht alle zu heiraten. Denke nur an alle die Knöpfe, die du anzunähen hättest. Außerdem gibt es nichts Schrecklicheres als einen Ehemann, der dir immer alles sagt, was er denkt und immer wissen will, was du denkst.

Leo, (betroffen): Na, das trifft auf Rejjy zu; und das ist tatsächlich der Grund, warum ich mich von ihm scheiden lassen mußte.

Der Bischof, (teilnahmsvoll): Ja, er wiederholt sich in entsetzlicher Weise, nicht wahr?

---

*) Sir Gorell Barnes ist der Präsident des Ehescheidungsgerichtshofes.

Reginald: Hör einmal, Alfred. Wenn ich Fehler hab, so laß sie sie gefälligst selbst herausfinden, ohne deine Hilfe.

Der Bischof: Sie hat sie schon alle herausgefunden, Reginald.

Leo, (ein wenig trotzig): Schließlich gibt es aber schlechtere Männer als Reginald, ich glaube schon, daß er nicht so klug wie Sie ist; aber so dumm, wie Sie glauben, ist er auch nicht!

Der Bischof: Ganz richtig, liebes Kind: tritt nur für deinen Gatten ein. Ich hoffe, du wirst stets für alle deine Gatten eintreten.

(Er erhebt sich und geht zum Kamin, wo er sich behaglich mit dem Rücken gegen das Fenster hinstellt; er sieht sie alle drohend an als wenn er 'ne Stube voller Kinder vor sich hätte.)

Leo: Bitte, sprechen Sie doch nicht so, als ob ich ein ganzes Regiment heiraten wollte. Mehr als zwei gibt's für mich nicht, ich werde nie einen anderen lieben, als Rejjy und Sinjon.

Reginald: Einen Mann mit einem Gesicht wie —

Leo: Nein, ich will's nicht haben, Rejjy. Das ist ekelhaft.

(Fortsetzung folgt.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Die plötzliche Vertilgung des jungtürkischen Regimes, die nicht ein mal von Europas Diplomaten geahnt war, hätte ungleich schärfer eingewirkt, hätten die Börsen nicht schon feste Nerven besessen. Und ohne unsere so umfassend gewordenen Hausseposition, welche wie von selbst zu Verkäufen führten, würde sich die Allgemeintendenz noch vertrauensvoller ausgenommen haben. Worauf mußte denn alle Welt zuerst blicken, sobald die Möglichkeit einer Gefährdung unserer Finanz- und Eisenbahninteressen in Konstantinopel zu Tage lag? Auf Deutsche Bank! Dementsprechend sind aber doch die Aktien anfangs nur wenig und auch später nicht ernstlich zurückgegangen. Ebenso brauchten sich Turbanwerte nicht sofort stärkere Angriffe gefallen zu lassen, da man verhältnismäßig rasch bedachte, daß doch gerade unter dem früheren despotischen Sultanat die internationale Schuldenverwaltung am mächtigsten gewesen ist. Dagegen überlegte man sich natürlich im ersten Augenblicke nicht, in welche Unsicherheit vorläufig alle jene bedeutenden Geschäfte kommen müssen, die mit den jüngst wieder verschwundenen neuen Faktoren in Verhandlung standen. Das sind aber auch Dinge, die vorläufig mehr die Hochfinanz als die Börse angehen, und letztere hat jetzt so viele Eisen im Feuer, daß ihr beim Umwenden der Eisen die Banken nur zu gerne helfen. Sonst würden nicht neu eingeführte Industriepapiere, wie dies jetzt geschehen konnte, binnen ganz kurzer Zeit prozentweise gestiegen sein, oder gewisse Aktien bei ihrer Einführung zunächst ohne Kurs dastehen, weil eine erste Bank nur neun Stück zur Verfügung gegestellt hatte. Solche Kunstmittel ergreifen die hochgeborenen Paten für ihre Patenkinder nur in Tagen, die ihnen höchst günstig erscheinen. Und man erkennt ja den Zug der Zeit schon an dem kräftigen Umpflügen des Bergwerksgebietes, auf dem diesmal schon Deutsch-Luxemburger seit der Besserung der Tendenz über 36 Proz. gewonnen hatten. Möglich,

CIMA DA CONEGLIANO BESITZER / W. VON DIRKSEN

daß Herr Thyssen hier wirklich der Hauptkäufer ist, obgleich er dies alles doch bequemer bei seinem Konsortium haben dürfte, aber keinesfalls denkt die Spekulation heute daran, daß ihr ähnliche Erscheinungen schon voriges Jahr bei einem anderen Montanpapier: Phönix, begegnet sind, und daß dann dem up auch ein down gefolgt ist. In welchen Kombinationen erschöpft man sich nicht heut eben wegen der Deutsch-Luxemburger! — Das Bankenkonsortium selbst sollte sie kaufen, aus Reue darüber, früher zu viel, also zu voreilig abgestoßen zu haben. — Gelsenkirchen als späterer Rivale Thyssens sollte ebenfalls starker Käufer sein, und die Einwendungen, daß dieses gewaltige Unternehmen ja gerade jetzt mit einem enormen Geldbedarf an den Markt kommt, werden dadurch zu widerlegen versucht, daß die so reichen Generaldirektoren auch noch da seien. An eines jedoch denkt keiner! Wie wichtig es für jede Hausse bleibt, Leithämmel zu haben. Oder glaubt man vielleicht, daß es einzelnen Großbesitzern von kleineren Montanwerten mit einem engeren Markt gleichgültig bleibt, ob irgend eine bedeutende Aktie derselben Gattung plötzlich ins Ungemessene zu steigen beginnt? Von einem solchen Schimmer werden dann bald auch die kleineren übergossen, und die Herren können endlich verkaufen, verkaufen. Wie widerspruchsvoll übrigens die Meinungen über den Kohlen- und Eisenmarkt sind, beweist die Tatsache, daß nachträglich der erste Leiter der Dortmunder Union eine optimistische Rede zugunsten derselben elektrischen Schnellbahn Dortmund—Düsseldorf gehalten hat, von der bekanntlich noch kurz zuvor ein Direktor von Gelsenkirchen unter Entrollung eines recht zweifelhaften Zukunftsbildes aufs eindringlichste abriet. Trotzalledem und auch ohne eine Art von Friedensbürgschaft durch das Zusammenstehen der beiden Zentralmächte, haben die Börsen schon Ursache, ihre feste Stimmung zu behaupten. Denn das Wichtigste ist wahr: Die letzte Krise hat keine Trümmer hinterlassen! Das ist das Außerordentliche an ihr und kann durch die Kurse jederzeit bestätigt werden. Noch ganz abgesehen von so großen Papieren, wie Nordd. Lloyd, die ja relativ geradezu ein Muster von Unentwegtheit sind, auch ohne daß erst die Cunnard-Linie ebenso schlecht abzuschließen brauchte — aber man sehe sich nur zahlreiche Nebenpapiere an! Einerlei, ob Spinnereien, Maschinen-, Steingutfabriken usw. usw., bei aller Dividenden-Verringerung ist ihre Notiz kaum stärker verändert.

* * *

„Börsenschwindel“ ohne Börse scheint noch immer bei uns möglich zu sein, wie der endlose Prozeß Friedberg-Bohn leider nur zu grell beleuchtet. Es handelt sich hier um eine Firma, die ganz gewiß mit der Börse selbst nur wenig zu tun hatte und deren Adresse bei Ultimoabschlüssen recht leicht wog. (Man muß nur wissen, wie scharf die Berliner sind.) Eine auch nur oberflächliche Erkundigung würde daher fast regelmäßig zu Ungunsten jener Firma ausgefallen sein, ganz abgesehen davon, daß ein einigermaßen anständiges Auskunftsbureau auch niemals die überaus kostspielige Lebensweise Friedmanns hätte umgehen können. Wir sprechen so gerne von den leichtgläubigen Franzosen, allein ärger hätten auch die dortigen Groß- und Kleinstädter sich nicht nasführen lassen. Militärisch geschulte Zeugen, die sogar noch auf physiognomischem Wege zu Herrn Friedmann Vertrauen gefaßt haben, da sie ausdrücklich seinen ehrlichen, würdigen Gesichtsausdruck betonen, beweisen doch genugsam, wie gefährlich es gerade für Höhergebildete ist, sich einfach auf ihre selbständige Urteilskraft zu verlassen. Jedenfalls ist in diesem Augenblick noch gar nicht abzusehen, durch welche Neueinrichtungen, oder gar Gesetze man der Wiederholung solcher Vorgänge wie diesem Zusammenbruch vorbeugen könnte. Durch ein Verbieten von Geschäftsreisen zu den Kunden gewiß nicht! In dieser Beziehung wird das bei uns bisher Ungewohnte, aber z. B. in Belgien längst Uebliche ziemlich pedantisch kritisiert. Haben doch auch sogar unsere Wechselstuben heute Stadtreisende, die ihnen, wie mancherseits versichert wird, unentbehrlich sind und die dann ebenfalls einem allgemeinen Verbot weichen müßten.

* * *

Anleihen gebraucht man zum Regieren, hat einmal ein portugiesischer Staatsmann auf die persönliche Anfrage geantwortet, wozu Portugal soviel Geld brauche. Das war freilich nicht der jüngst verstorbene Graf Burnay in Lissabon, welcher Bankier, Anleihevermittler, Zeitungsbesitzer sowie Mitglied der Cortes war und in letzterer Eigenschaft fast jede Finanzoperation unbarmherzig zerpflückte, die nicht von ihm selbst unternommen

wurde. Augenblicklich tritt vor allem Spanien mit einem Milliardenprojekte hervor, das eine gute Konsolidierung seiner Finanzgebarung verspricht. Das Land selbst ist weit reicher, als das Ausland zu beurteilen vermag, so daß dabei auch in erster Linie nur eine innere Schuld in Betracht käme. Einen grotesken Gegensatz hierzu bildet Serbien, das seinen Katzenjammer tatsächlich in neuen 150 Millionen ausschlafen möchte. Hoffentlich gibt aber die Hochfinanz keinen Dinar her. Denn Sicherheiten fehlen, sofern nicht die monopolisierten serbischen Werte angetastet würden, von denen Deutschland schon einige Millionen besitzt. — Von einer russischen Anleihe großen Stiles vernimmt man augenblicklich nichts, trotzdem die neuen Eisenbahnprioritäten, weil sie als „billig" galten, recht gut gezeichnet wurden. — Interessant ist endlich die Stellungnahme der schwedischen Regierung gegen die Anleihen ihrer Städte, von denen viele ziemlich unbedacht vorgegangen zu sein scheinen.

* * *

Lerne leiden, ohne zu klagen! Diese Art von Selbstbeherrschung ist wohl den Aktiengesellschaften am allerwenigsten ans Herz zu legen. Denn sie prahlen mit ihrer vorzüglichen Entwicklung, sobald aus irgend einem noch so fernliegenden Grunde das Kapital vermehrt werden soll, und versuchen nach Kräften die Trauernden zu trösten, sobald die Dividende schmäler ausfallen muß. Eine Ausnahme hiervon pflegen unsere chemischen Fabriken zu machen, die von jeher, auch bei den glänzendsten Ausschüttungen, zu klagen beliebten. Entweder fürchtete man sonst zu starke Konkurrenz zu bekommen oder „die Begehrlichkeit" der Arbeiter zu schärfen, oder gar die Steuerbehörden auf Jagd hinter sich zu sehen. An diesen alten, aber wenig bekannten Umstand tut man jetzt gut, sich zu erinnern, da ein Teil des Wiesbadener Handelskammerberichtes viel besprochen wird, in dem erste chemische Gesellschaften den Geschäftsgang ihrer Industrie darlegen, — ungünstig darlegen. Wären nicht die Jahresberichte selbst noch unveröffentlicht und außerdem die früheren äußerst kargen Textes, so würden diese neuesten Auslassungen vielleicht weniger einschneiden. So aber gibt es in der Tat zahlreiche Kapitalisten, die da glauben, es hier endlich mit einem Selbstbekenntnis der Direktoren zu tun zu haben, während diese sich doch noch ganz auf der Höhe fühlen. Besser wäre es sogar, wenn ein solches Vollbewußtsein einer größeren Vorsicht und Voraussicht Platz machte. Alsdann brauchte ein Gebiet deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaftlichkeit, welches bis noch vor kurzem auch vorzüglich finanziert war, nicht so eindringliche Warnungen vor seiner Expansionslust zu vernehmen. Indessen, wer will im Glück gewarnt sein?

Abhilfe.

Von K. W.

Noch ist Holle Kultusminister. Nur um zwei weitere Monate beurlaubt. Dadurch haben die Pläneschmiede neue Zeit erhalten, Kandidaten aufzustellen. Aber . . . .

. . . . Die Frage bleibt bestehen: wird ein neuer Kultusminister auf dem Wege der Reform — Holle hat für das Schulwesen zum wenigsten eine solche angebahnt — fortschreiten? fortschreiten können? Wenn er das ganze Gebiet überschauen soll, das man ihm unterstellt, kaum! Ausgenommen: er wäre mit napoleonischer Arbeitskraft ausgestattet. Doch — leider oder gottlob — die Welt wimmelt nicht von solchen Napoleonen. Unsere Zeit produziert mehr müde als starke Arbeitsmenschen. Ihr Schlagwort: Nervosität. Vor ihr wird sich ein Kultusminister kaum schützen können, solange — nun eben keine Abhilfe geschaffen ist. Was wir wollen? Trennung des Kultusministeriums in ein Ministerium für kirchliche und für Schulangelegenheiten. Und möglichst bald!

Die Kultur hat Fortschritte gemacht, gewaltige sogar, seitdem das Kultusministerium eingesetzt wurde. Das sind bald 100 Jahre her. Also: Abhilfe! Oder wollen wir erst wieder ein Jubiläum feiern?

General Booth.

Von Eberhard Buchner.

Im Nordosten Berlins, in der Pallisadenstraße feierte die Berliner Heilsarmee dieser Tage, mit kleiner Verspätung, den 80. Geburtstag des Generals. Jeder, der die Heilsarmee kennt, weiß, daß zu einer solchen Feier viel

Spektakel gehört. Die Pauke dröhnt, die Trompeten heulen und die Menschen brüllen unter Tücherschwenken Hallelujah. Und dabei klatschen sie zum Ueberfluß noch schier unaufhörlich in die Hände, und wenn sie singen, so schreien sie und man fühlt sich wie rettungslos vergraben, verschüttet unter einem Chaos wüster Geräusche. Das ist so recht nach dem Herzen der Heilsarmee.

Aber schelten wir unsern Jubilar nicht! Was ist er doch für eine prachtvolle, aufrechte Persönlichkeit, der „alte liebe Kerl", wie er von dem Höchstkommandierenden der deutschen Heilsarmee in der Versammlung genannt wurde. Man mag über Wert und Bedeutung seines Werkes denken wie man will — der Mut dieses Mannes, der fabelhafte Elan seines Wirkens steht über allem Zweifel. Und trotz vereinzelter törichter Angriffe auf die Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit seiner Arbeit. Hier ist wirklich einer, der ein Herz für die Mühseligen und Beladenen hat und dazu auch die Kraft, ihnen aus ihrem Elend herauszuhelfen. Wenn die Kirche nicht in Theorie und Dogmatik erstarrt wäre, diesen Mann müßte sie als einen der konsequentesten praktischen Vertreter ihrer Grundlehre hochhalten. Wenn einer, so ist er ein Christ von reinstem Wasser.

Nur die schnurrige Form dieser religiös-sozialen Bewegung verblüfft. Mehr noch: sie ärgert oft, reizt, stößt ab und widert an. Was soll dieser Reklametamtam, was soll diese Sensationshascherei! Als kindische Spielerei erscheint der ganze komplizierte Apparat, den sich Booth da ausgesonnen hat, diese Armee mit den vielen Rangstufen, den Uniformen, den Kriegsliedern, den Kriegsberichten und den heißen Seelenschlachten in den allabendlichen Versammlungen. Nimmt denn Booth selbst das alles wirklich ernst?

Man darf nie vergessen, zu welchem Publikum Booth spricht. Er will ja zunächst nicht zu den Gebildeten kommen, sondern zu den Aermsten der Armen. Er hat es nur zu oft mit einer religiösen und sozialen Indolenz zu tun, der gegenüber die besten Absichten scheitern müssen, und so sucht er mit außergewöhnlichen Mitteln zu wirken. Aufrütteln will er aus dem Schlaf, und wo das Flüsterwort nicht genügt, da mögen die Pauken und Trompeten einsetzen. Wie ein Jahrmarktsschreier arbeitet Booth. Er steckt seine Leute in eine bunte Uniform, damit die Welt vor ihnen stehen bleibe, und dann legt er ihnen ans Herz, sich der größtmöglichen Exzentrizität zu befleißigen. (In England können sie dieser Direktive aus verschiedenen Gründen noch in ganz anderm Grade nachkommen als bei uns.) Und zweierlei ist es, was er damit erreicht: er macht das Publikum neugierig und er fesselt seine Leute.

Der Zweck heiligt die Mittel. Booth hat sich in seinen Schriften deutlich genug zu diesem jesuitischen Grundsatz bekannt; und hätte er es auch nicht gesagt, die ganze Organisation und Arbeitsmethode der Heilsarmee beweist es. An diesem Punkt wird zu allen Zeiten die Kritik an der Heilsarmee einsetzen. Glänzend sind die Erfolge von Booth, seine sozialen Leistungen (ich denke in allererster Linie an die Londoner Musteranstalten und die Kolonie in Kanada) sind hohen Preises würdig, aber der ausgesprochene Amerikanismus des ganzen Geschäftsbetriebs behält für uns die Nuance des Befremdlichen und Unpassenden.

Wollen wir hinzufügen: auch die Nuance des Undeutschen, des Exotischen? Die Berliner Feier für Booth hat diesen Eindruck doch wieder einmal recht lebendig werden lassen. Der Deutsche ist durchaus nicht der geborene Heilssoldat. In London hätte diese Feier einen ganz andern Schmiß und Schwung gehabt. Hier blieb sie trotz reichlichen Lärmens doch so ziemlich in der Alltäglichkeit stecken. Man wartete auf ein Crescendo, aber die Stimmung ging hinab, statt hinauf. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß die höchsten Offiziere in Deutschland Engländer sind. Gewiß: der Kern der Heilsarmee ist international — die Form aber ist doch verzweifelt englisch oder wenn man will amerikanisch.

Für mich lag der Höhepunkt des Abends in der Aussendung der jungen Leute, die soeben die Kadettenschule der Heilsarmee absolviert haben. Es mochten an 40 oder 50 Jünglinge und junge Mädchen sein. Die standen erwartungsvoll und jeder erhielt (eine Bestallung, die ihn nun als Leutnant bez. „Leutnantin") in irgendeine, vielleicht sehr ferne deutsche Stadt rief. Wenige Stunden ist zum Packen Zeit gegeben, dann muß die Reise angetreten wer-

den. Jeder bekam vom Kommandeur ein paar freundlich ermunternde Worte mit auf den Weg, und ein paar Zehrgroschen wird er außerdem noch erhalten. Dann geht's hinaus ins Unbekannte. So nimmt der Heilsarmeesoldat sein Schicksal aus seines Kommandeurs Hand — blindlings wird er ihm folgen. Ich kann mir nicht helfen: sie hat doch etwas Imponierendes, diese Armee von Idealisten.

Helene Odilon.

Von v. S.

Der einstige Bühnenliebling, Helene Odilon, die bekanntlich in Oesterreich seit Jahren gegen die Entmündigung wegen Schwachsinn kämpft, die ungalante Richter über die galante Frau verhängten, hat „Memoiren einer Schwachsinnigen" veröffentlicht, in welchen sie mit schier stupendem Zynismus ihr Liebesleben enthüllt.

Mir ist nicht bekannt, ob sie diese öffentliche Beichte ablegt, weil sie die Teilhaber an ihrer erotischen Karriere bloßstellen und ärgern, oder ob sie die Psychiater, die ihre mentale Zurechnungsfähigkeit bestritten haben, durch Gedächtnisproben ad absurdum führen oder ob die einst in aller Mund gewesenen Madame Sans Gêne nochmals von sich sprechen lassen wollte oder ob sie vielleicht nur der Suggestion eines spekulativen Verlegers folgte.

Genug daran — das Buch ist erschienen und wird von der Reklame an allen Ecken und Enden ausgeschrien.

Daß die Memoiren schlecht geschrieben sind und auch die Sucher erotischer Sensationen unbefriedigt lassen, steht fest. Dennoch haben sie es — wohl nur mit Rücksicht auf die Erinnerung an die verführerischen Bühnenleistungen der Autorin — zu Wege gebracht, daß sich zwei Lager, zwei Richtungen des Urteils über diese ganz minderwertige Publikation gebildet haben.

Die Einen empfinden bei der Banalität der Enthüllungen, bei der Demaskierung der einst in die Wolken gehobenen Künstlerin eine tiefe Enttäuschung. So gewöhnlich, so lediglich auf Routine basiert hatten sie sich ihr Bretterideal denn doch nicht gedacht. Und sehen das Buch als Attentat, als Selbstmord der Künstlerin Odilon gegen sich und wohl auch als peinlichen Vorhalt der eigenen Täuschung über die Bedeutung dieser Frau an.

Indes die Andern sagen, das an und für sich wertlose Buch sei doch eine Notwendigkeit gewesen, eine logische Ergänzung des Charakterbildes der Künstlerin, die sich vielfach selbst spielte und darum nicht weniger Anspruch auf schauspielerische Bedeutung habe, etwa so wie Rousseau (!) seine Verirrungen veröffentlichen mußte, damit wir seinen vollen Wert erkennen.

Wer von den Beiden recht hat, — darüber will ich mir keine Entscheidung anmaßen. Aber die Verführerin des Publikums, wie man die Odilon in Wien nannte, dürfte ihren Zauber kaum nur mit Routine ausgeübt haben. Es wäre eine Routine gewesen, die mit der Wahrheit in der Kunst konkurrieren könnte.

Die Osterfahrt der Gymnasiasten.

Von Dr. Karl Wilker.

In Programmen, in Verhandlungen, in Diskussionen nimmt es sich sehr gut aus, von Ueberbrückung der Kluft zwischen Arm und Reich, Hoch und Niedrig zu reden. Zum mindesten sichert man sich dadurch den Ruf eines gerecht oder auch eines sozial denkenden Mannes. Aber das ganze erinnert doch stark an Sophisterei — wenn man in die Lage kommt, danach handeln zu sollen. Möglich wäre es gewesen, eine solche Kluft zu überbrücken, wenn . . . .

Also: eine Schülerosterfahrt nach Rom hat das Kgl. Prinz Heinrich-Gymnasium zu Schöneberg-Berlin bewerkstelligt. Es beteiligten sich daran: 4 Lehrer, 15 Ober- und Unterprimaner, einige frühere Schüler der Anstalt, 5 Damen und der Bürgermeister von Schöneberg. Was die 5 Damen und der Bürgermeister mit der Sache zu tun haben, weiß wohl niemand recht (sie selbst vielleicht ausgenommen); 's kann auch einerlei sein. Was aber nicht einerlei sein kann, ist dieses: in unserer Epoche der Nervenchoks sollte man die Jugend möglichst an ein ruhiges Leben gewöhnen; sollte sie sich selbst finden lassen; sollte sie nicht peitschen, peitschen, peitschen . . . Oder ist diese

Berlin-Schöneberger Jugend bereits so stimulans-bedürftig, daß man sie durch eine Romreise etwas aufrappeln muß? Und dann: was sollen diese Jünglinge als Männer noch bewundern, wenn sie sagen können: „Das sahen wir mal vor vielen Jahren."

Aber ganz abgesehen davon! Die Schule will Brücken schlagen. Unzweifelhaft . . . Wir verlangen: Einheitsschule. Wir betrachten als erstrebenswert: Schulgeldfreiheit, wenigstens in dieser Einheitsschule. Doch was hilft das alles: man macht die Kluft an einer andern Stelle tiefer. Durch solch eine Ferienfahrt. Denn die Höhe der Kosten — 260 M. für jeden Teilnehmer — schließt eine Teilnahme aller Primaner an dieser Romreise aus. Und das wäre Grundbedingung gewesen: eine Schulreise ist nicht für die Minderzahl Glücksgütergesegneter. Sie soll für alle sein. Und muß deshalb Grenzen haben. Aber wie man's gemacht hat, hat man nur Grenzen zwischen denen, die's sich leisten können, und den armen Schluckern gezogen. Trotzdem: man brüstet sich mit dem Wort „Ueberbrückungen".

Ich muß noch einen Zusatz machen: Die Idee der Schulreise hat vor allem die moderne Pädagogik der Landerziehungsheime aus dem Vergessen zu kräftiger Entfaltung gebracht, wie sie ja mancherlei Gutes den philanthropistischen Pädagogen abgelauscht hat. Landerziehungsheime haben auch Italienfahrten veranstaltet. Aber für sie fällt auch der gewichtige Faktor fort: die Kluft ist nicht da. Denn diese Schulen stehen einstweilen nur denen offen, die nicht darüber nachzudenken brauchen, was eine einmalige und dazu nicht notwendige (mithin luxuriöse) Ausgabe von 260 M. bedeutet. (Womit die ganze Italienfahrerei von Schülern noch lange nicht gerechtfertigt sein soll!)

Arbeiten wir nur lustig fort an unsern Ueberbrückungsprojekten. Aber ob sie je verwirklicht werden?

Die Deutschen in Dahomey.

Aus Weidah in Dahomey erhalten wir folgende Zuschrift:

In Nr. 7 der „Neuen Revue" und des „Morgen" sagt Pluto in seiner finanzpolitischen Uebersicht: „Diplomatie und Handel stehen bei uns immer noch in peinlichem Gegensatz" usw. Dazu interessiert vielleicht ein Beispiel. Der größte Teil des Handels in Dahomey befindet sich in deutschen Händen, die in der Kolonie ansässigen Firmen sind: H. Althof (Bremen, Kolonialhandels-Gesellschaft F. Oloff), I. K. Victor & Co. (Bremen), Victor Lohmann (Bremen), C. Goedelt (Hamburg), Deutsch-Südwestafrikanische Handelsgesellschaft (Hamburg), Otto Sander (Bremen). Jetzt denkt man daran, eine deutsche Vertretung hier einzurichten, und wer soll mit der Wahrnehmung der Konsulatsgeschäfte betraut werden? Herr „Charles" Ungebauer, Kommissionär der österreichischen Glasperlfirma A. Sachse & Co., Gablonz. Ungebauer selbst wohnt im englischen Lagos, wo sich bereits ein Konsulat befindet; sein Vertreter in Dahomey ist ein Prokurist österreichischer Nationalität.

Ich habe die Ehre usw.

G. Taeufert, Prokurist,
Leiter der Firma C. Goedelt.

Gegen den Kaffeezoll.

Von einem Deutschen in Brasilien.

In Nr. 13 der „Neuen Revue" (vereinigt mit dem „Morgen") las ich unter „Finanzpolitisches" eine Notiz, die mit den Worten „Es wird ein starker Kaffee werden" einleitend, mir Anlaß bietet, die Gastfreundschaft der verehrlichen Redaktion für eine kurze sachliche Würdigung der m. E. sehr ernsten Frage nach der Zweckmäßigkeit der ventilierten Erhöhung unseres Kaffeezolles zu erbitten.

Bekanntlich ist Brasilien für die deutsche Handelsbilanz ein keineswegs zu unterschätzender Faktor. Deutschland steht unter den Lieferanten der großen südamerikanischen Republik direkt hinter England, also an zweiter Stelle. Unser Export dorthin ist allein in den fünf Jahren von 1902 bis 1906 von 2,6 auf 4,8 Millionen Lstrl. gestiegen. Als Abnehmer Brasiliens figurierten wir 1906 mit 9,3 Millionen Lstrl. oder ziemlich genau mit der Hälfte des Brasilexports nach den Vereinigten Staaten, die bei weitem die größten Abnehmer der südamerikanischen Schwesterrepublik sind. Diese Ziffern zeigen schon

an sich, daß es sich um eine kommerzielle Verbindung handelt, die ein auf die Ausfuhr angewiesenes Industrieland nicht als nebensächlich betrachten kann. Nun aber noch der Aufschwung, den Brasilien genommen hat. In nur acht Jahren ist sowohl der Import, wie der Export dieses Landes um volle 100 Millionen Dollars gestiegen. Die Einfuhr, die sich 1900 auf 97,3 Millionen belief, schnellte bis 1907 auf 197,2 Millionen empor. Die Ausfuhr wuchs in der gleichen Periode von 165,4 auf 263,7 Millionen. Dieser, für die Entwicklungsgeschichte neuer Länder, wohl beispiellose Aufschwung kennzeichnet die Bedeutung, welche Brasilien als unser Geschäftsfreund hat und noch haben kann. Wenn sich daher die „Händler" — und nicht nur sie, auch die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin stimmten beispielsweise in den Alarmruf ein — „wie Elektrizitätsdirektoren gebärdeten und von der bekannten Schädigung des Allgemeinwohls sprachen", so hat man m. E. mindestens Anlaß, ihre Befürchtungen ernstlich zu prüfen. Vor allem möchte ich auch die Behauptung beleuchten, daß Brasilien sich Deutschland gegenüber „keineswegs sehr gerecht" benommen habe und dem Lande, das ihm nicht nur „einen Hauptteil seiner Kaffeernte" abnehme, sondern auch „sein bares Geld in seine Eisenbahnen, Provinzial- und Staatsanleihen stecke", die Meistbegünstigung versage, die der nordamerikanischen Union zuteil werde. Der einfache Vergleich zwischen den Handelsbilanzen beider Länder und Brasiliens genügt völlig zur Erklärung dieser Bevorzugung. In der fünfjährigen Periode 1902 bis 1906 schloß die deutsch-brasilianische Handelsbilanz mit einem Saldo von 2 007 758 Lstrl. zugunsten des brasilianischen Exports. Dagegen erzielte Brasilien in der gleichen Zeit im Handelsverkehr mit den Vereinigten Staaten einen Export-Ueberschuß von 12 837 745 Lstrl., also von sechsmal so viel. Dabei genießt das Hauptprodukt der brasilianischen Ausfuhr, der Kaffee, in den Vereinigten Staaten absolute Zollfreiheit, während der Einfuhrzoll dieses Artikels bei uns schon heute 40,00 M. für den Doppelzentner beträgt. Dazu kommt, daß der Autor der in Rede stehenden Notiz denn doch die in brasilianischen Bahnen und Anleihen investierten deutschen Kapitalien zu überschätzen scheint. Von Bahnen kann nur die Santa Catharinabahn als deutsches Unternehmen angesprochen werden, und was die Anleihen angeht, so hätten, wenn man sie als Titel für die Anwartschaft auf Zollvergünstigungen ansehen wollte, Frankreich und Belgien, von England gar nicht zu reden, entschieden mehr Anspruch auf Meistbegünstigung, als wir.

Läßt sich nun eine Zollerhöhung auf Kaffee rechtfertigen? Die Antwort kann für jeden Kenner der deutsch-brasilianischen Beziehungen nur ein glattes „Nein" sein! Für Brasilien ist der Kaffee bekanntermaßen wichtigstes Exportprodukt. Er repräsentiert mehr als 50 Proz. des totalen Ausfuhrwertes der Republik und mehr als 99 Proz. der Einnahmequellen des Haupt-Kaffee-Staates Sao Paulo. Infolge enormer Ueberproduktion hat der Artikel eine vieljährige Krisis durchzumachen gehabt, die das ganze Land in schwerste Mitleidenschaft zog und trotz drückendster Opfer, welche das Valorisationsexperiment der ganzen Nation auferlegte, noch heute nicht völlig überwunden ist; als Heilmittel hat man die Erweiterung des Konsums erkannt. Nichts einleuchtender, als daß Brasilien jede Nation als Freund betrachtet und behandelt, die ihm durch zollfiskalisches Entgegenkommen neue Absatzmärkte erschließt, und daß es umgekehrt allen Anlaß hat, mit Repressalien gegen solche Nationen vorzugehen, die ein Entgegenkommen verweigern, oder gar wie unsere Reichsfinanz-Reformer die Absatzmöglichkeiten weiter erschweren wollen. Welches Mittel der Pression steht nun aber der brasilianischen Bundesregierung zur Verfügung? — Nur eins: Das gleiche Budgetgesetz, welches die brasilianische Bundesregierung zur Ermäßigung ihrer Tarife um 20 Proz. ermächtigt, gibt ihr auch das Recht, um 20 Proz. über den Normaltarif hinauszugehen, mit andern Worten Differentialzölle zum Schaden solcher Länder zu erheben, die das Entgegenkommen weigern, welches Brasilien verlangt. An der eventuellen Anwendung dieses Mittels Deutschlands gegenüber zu zweifeln, liegt nicht der mindeste plausible Anlaß vor. Daß die deutschen Händler dem brasilianischen Kaffeeproduzenten keinen andern Lieferanten entgegenzusetzen haben, hat schon der Verfasser Ihrer Notiz anerkannt. Hinzu-

gefügt aber sei, daß umgekehrt: Brasilien die meisten Industrieerzeugnisse, die es heute von Deutschland bezieht, auch anderwärts erhalten könnte, so daß im Falle eines Tarifkrieges schwerlich ein Zweifel darüber aufkommen könnte, auf welcher Seite die Gewinnchancen lägen. Man denke sich nun, daß beispielsweise Frankreich bei Brasilien Meistbegünstigungsrechte erlangte, (und seine Chancen stehen dank der entgegenkommenden Haltung seiner Regierung nicht schlecht) während gleichzeitig Deutschland mit dem zulässigen Höchsttarife belegt würde. Das bedeutete Differenzierung um 40 Proz., die — das muß auch der größte Optimist einsehen — mehr wie hinreichend wäre, um Deutschland in allen den Industrien vom brasilianischen Markte zu verdrängen, in denen es Frankreich zum Konkurrenten hat, so beispielsweise in der Textilbranche. Schon die 20 Proz., welche die Vereinigten Staaten als Extravergünstigung auf Mehl, Farben, Tinten, Uhren, Gummiwaren, Lacke, Wagen (zum Wägen), Windmühlen, Klaviere, Schreibmaschinen, Eiskästen usw. genießen, haben für die meisten dieser Artikel hingereicht, um die deutsche Konkurrenz unschädlich zu machen.

Bei dieser Sachlage erschiene es denn doch mehr als fraglich, ob die Mehreinnahme aus dem Kaffeezoll, die wir selber bezahlen müßten, die Nachteile aus einem Akte kompensieren würde, den die Brasilianer nicht anders denn als f e i n d s e l i g anzusehen vermöchten. Unser Handel hat also sehr Recht, wenn er sich gegen den „starken Kaffee“ wehrt, den die Finanz-Reformer ihm zugedacht haben. E.

Totenwache.*)

Von A. S.

Man wird dieser Sonate in moll, die immer ergreifend, nur manchmal laut aufschluchzt und -schrillt, diesem Requiem, gewoben aus dem süßen Reiz und Reichtum einer herben Schwermut, die Seele kaum verschließen.

Eine junge Frau mit der Tragkraft mancher alten Märtyrerin tritt uns hier entgegen. Dies ist ihr Los: jahrelang in schweigender Ergebenheit an der Seite eines Gemahls ausharren zu müssen, der, obwohl Gottesdiener, unheiligen Trieben verfällt. Zwei Seelen wohnen offenbar in Pfarrer Birkners Brust: die eine, seiner Gemeinde geneigte, leuchtet in reinster Lauterkeit, die andere, nur den Seinen zugewendete, beschattet Frevel. Ja so fleckenlos-rein sein Ornat glänzt, so bemakelt dunkelt den Seinen sein kirchenfremdes Gewand. Aber des Glaubenspredigers Kleid tastet seine Frau, wohl in einer tiefen Gläubigkeit an das Gute, weder vor sich noch vor den Augen der Welt je an. Manchmal dünkt uns dabei, als wäre diese milde Dulderin eine jener frommen Frauen, wie wir sie auf gemalten Kirchenfenstern erblicken, und hier ins Leben gezaubert mit einer Seele durchsichtig wie Glas. Dann sehen wir in ihren Kindern, ihrem Sohne und besonders in ihrer Tochter Maria, ihre Trostengel, die das wachsende Bewußtsein des mütterlichen Wehs allmählich zu ihren Leidgeschwistern wandelte. . . Und nun trauern sie alle an der Bahre ihres geliebten und entliebten Vaters, wo die Kerzen weiße Tränen weinen, und ein wilder Schmerz spielt auf der Dreieinigkeit gütiger Herzen wie auf einer Orgel.

Und es ist gut an der Bahre dieses Entschlafenen Totenwache zu halten; denn alle Stimmen unseres eigenen, oft verirrten und verfehlten Lebens klingen uns hier in weihevoller Mahnung noch einmal an.

*) „Totenwache“ von Alice Fliegel, Verlag Harmonie, Berlin.

Bildnisse aus Berliner Privatbesitz.

In der Berliner Akademie der Künste sind jetzt kostbare Porträts aus der Zeit vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert zu sehen, die sonst den Blicken des Publikums entzogen sind. Die Mitglieder des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereines haben sie zu einer reichen Ausstellung vereinigt, die beweist, daß die Berliner Sammler schon einen stattlichen Besitz zu erwerben verstanden haben.

Einige der bedeutendsten Bildnisse, die bisher noch nicht vervielfältigt worden sind, reproduzieren wir hier mit freundlicher Genehmigung des ausstellenden Vereins.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Geschäftliches.

Eine unbekannte Komposition Rossini's an das Tageslicht gebracht zu haben, ist das Verdienst des bekannten Hauses **Ludwig Hupfeld A.-G. in Leipzig.** Das Werk, ein Prélude für Klavier, dessen von der Hand Rossini's geschriebenes Original sich im Besitze der Familie Comte Pillet Will in Passy bei Paris befindet, ist im Jahre 1858 verfasst und dem jungen Grafen Pillet gewidmet worden. Altmeister Francis Planté, Frankreichs berühmtester Pianist der Gegenwart, hat diese verschollene Komposition Rossini's entdeckt und sie für die Künstlerrollen der Instrumente Phonola und Dea gespielt, sodaß das Werk jetzt der breitesten Oeffentlichkeit zugängig ist. Im Aufbau und in der musikalischen Erfindung ist die Komposition ein echter Rossini. Das Stück, das für eine besondere Gelegenheit komponiert zu sein scheint, ist von Feststimmung durchweht; der erste Teil weist strenge, tanzartige Rhythmen auf, der Mittelteil stellt eine Serenade dar, während der letzte Teil im italienischen Koloraturstil gehalten ist.

Rossini's Prélude für Klavier feierte seine Auferstehung am 1. April d. J. im großen Saale des Hotel de Pologne in Leipzig, wohin das Haus Hupfeld zur Vorführung seiner Instrumente die musikliebendeu Kreise Leipzigs geladen hatte. Es gelangten auf Phonola und Dea ferner Kompositionen von Beethoven, Chopin, Mendelssohn, Grieg und anderer Meister zu Gehör, die mit Liedervorträgen der Konzertsängerin Frau Herta Geipelt aus Berlin angenehm abwechselten. An der künstlerischen Musikwiedergabe durch die Hupfeld-Instrumente konnte man auch diesmal wieder seine helle Freude haben.

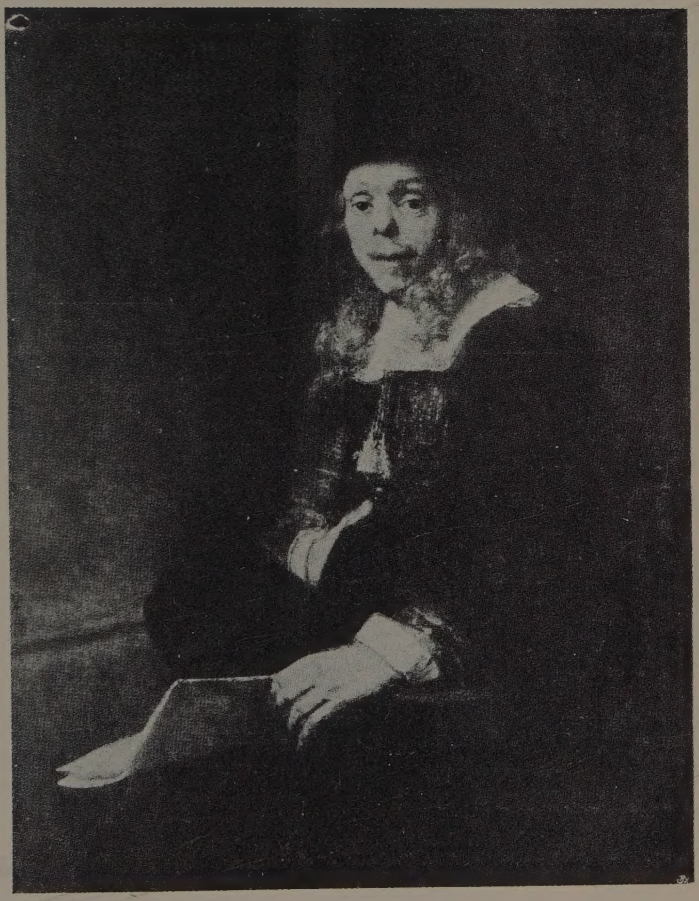
Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Das Prinzip der Sparsamkeit

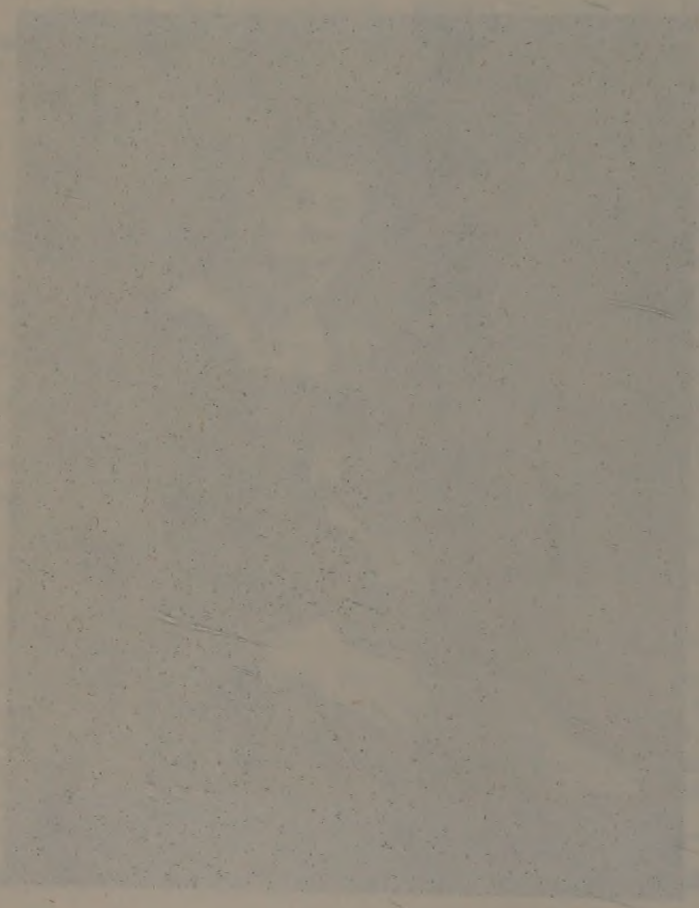
sollte jedermann veranlassen, statt der teuren ausländischen Fabrikate die mindestens gleichwertigen **Salem Aleikum**-Cigaretten zu rauchen, deutsches Fabrikat und in Geschmack und Aroma unübertroffen. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität! Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inh. Hugo Zietz. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

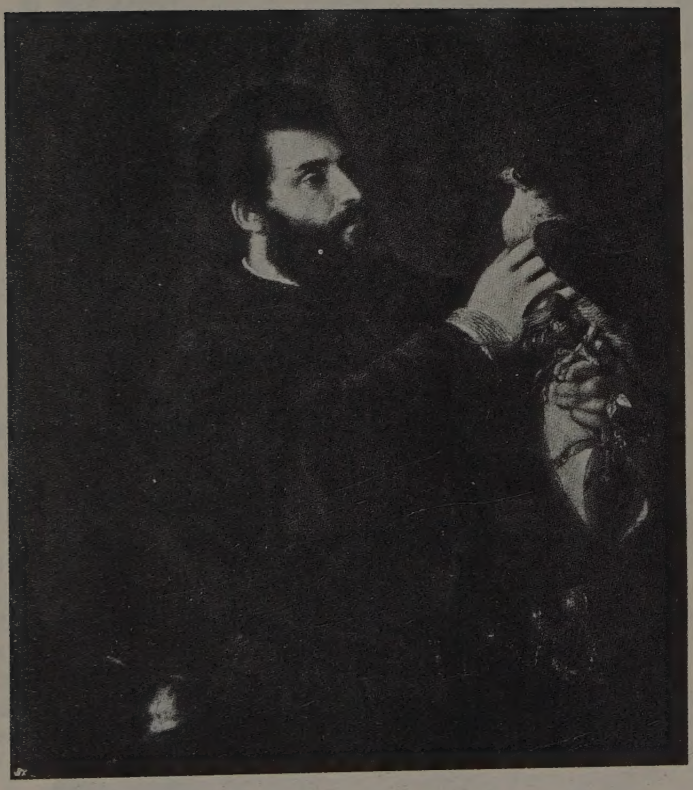
Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
3½ 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.



REMBRANDT VAN RIJN

BESITZER / L. KOPPEL





TIZIAN

BESITZER / ED. SIMON

PIETER VAN DEN BOSCH

BESITZER / JAMES SIMON